



*Historisches Museum
Schloss Thun 1969*



David Tresp, Bürger zu Thun 1619 (nach Lohner, krit. Bruchstücke II 400 von Beruf Glasmaler), 1619 des Grossen Rats, 1635 Pfrundvogt, 1640 Siechenvogt, des Kleinen Rats, 1650 Spitalvogt, 1657 Venner, 1668 †.

1639 vermählt in zweiter Ehe mit Catharina Hartmann.

Kinder: 4 Töchter

David 1641, Pfarrer zu Sumiswald

Rudolf 1645, Chirurg

Jakob 1655, Glas- und Flachmaler,

nach Lohner (a. a. O.) 1685 gestorben.

Da die Scheibe aber von 1692 datiert ist, muss ein Irrtum vorliegen.¹

¹ Die Angaben verdanken wir Herrn O. Widmer, Stadtarchivar.

Der Betrieb des Museums 1969

Die Einsicht, dass man keine Mittel hat, nichts vorkehren kann, ist bitter. Mit dem Gefühl der Ohnmacht haben wohl die meisten Teilnehmer der Generalversammlung des Verbandes der Schweizer Museen die Vorträge und Aussprachen verlassen, die dem Thema der Sicherheit in den Museen gewidmet waren. Weder die Fachleute der Polizei, noch die Spezialisten für Alarmanlagen und am allerwenigsten die Vertreter der Versicherungen wussten ein Rezept, das einen wohlgemeinten Rat mit vielen Wenn und Aber übertreffen hätte, zum Schutz der Museumsgüter gegen Diebstahl. Welches kleinere Museum kann schon in jeden Raum einen Wächter stellen, welches kleinere Museum vermag Zehntausende von Franken aufzubringen, um eine Warnanlage einrichten zu lassen! um so mehr als es scheint, das internationale Gangstertum, das sich auf die Museen spezialisiert, lasse sich durch keine

auch noch so perfekte Sicherung abhalten. Dass herumstehende oder lose hängende Gegenstände entwendet werden, ist einigermaßen begreiflich. Dass aber in stets zahlreicheren Fällen gut verschlossene Vitrinen aufgebrochen werden, stellt eine spürbare Eskalation dar. Soll man besonders schöne Stücke aus Vorsicht nicht mehr ausstellen? Dies scheint mir unmöglich, weil so die grosse Zahl ernsthafter und ehrlicher Museumsbesucher unschuldigerweise bestraft würde. Es bleibt also der Fatalismus, das Leben mit dem Diebstahl oder wenigstens mit dem steten Risiko.

Wir erlitten im Herbst 1969 den seit Jahren, vermutlich überhaupt den schwersten Verlust, indem eine kleine Vitrine mit fünf erstklassigen Pulverhörnern und -flaschen des 16. und 17. Jahrhunderts aufgesprengt und ausgeraubt wurde. Die Fahndung blieb erfolglos.

Unter diesen Umständen ist es besonders wertvoll, wenn es gelingt, dann und wann einen bedeutenden Gegenstand zu erwerben. Stücke, die Thun oder die nähere Umgebung betreffen, sind selten genug aufzutreiben. So war es ein schöner Zufall, dass im Handel eine kleine Buntscheibe des Thuner Glasmalers Johann Jacob Tremp auftauchte, die ganz eindeutig ein Pendant der vor zwei Jahren erworbenen Bischof-Scheibe darstellt.

Eine grosse Ergänzung erfuhr ebenfalls der Bestand der Militaria-Sammlung Im Obersteg, indem ein Posten Kepi, Ord. 1915, vorwiegend von seltenen Truppengattungen durch Kauf dazukam.

Kurz vor Neujahr 1969 fanden die Arbeiten für die Erneuerung des Dachbodens ihren Abschluss. Zurück blieb eine gewaltige Verschmutzung des darunterliegenden Ausstellungsraums. Die Reinigung war die erste Aufgabe im neuen Jahr. Ihr folgte die Behandlung des Holzbodens und anschliessend die Aufstellung einer neuen grossen Vitrine System Syma. Die hier neu ausgestellten Objekte waren einerseits auf das Eidgenössische Schützenfest in Thun abgestimmt, andererseits aber wurde damit durchaus nach Plan eine stärkere Berücksichtigung der Sammlungen Im Obersteg und Rubin erreicht. Die Umgestaltung des 4. Bodens ist dadurch noch nicht ganz abgeschlossen. Sobald es die finanziellen Verhältnisse wieder gestatten, sollen drei bis vier Wandvitrinen weitere Militaria aufnehmen. Dabei verfolgen wir streng den Grundsatz, nur vollständig überholte, gereinigte und konservierte Stücke auszustellen, die entweder wegen ihrer Qualität oder aber Seltenheit Beachtung beanspruchen. Gleichzeitig werden alle Gegenstände des Sachgebietes, seien sie ausstellungswürdig oder nicht, im neuen Karteninventar verarbeitet. Eine durchgreifende Renovation innen und aussen erlebte die Schiffsorgel, jene sonderbare Riesenmusikdose mit Pneumatik von 1835. Damit ihr Repertoire wieder hörbar gemacht werden konnte, ohne dass die Mechanik durch unsachgemässe Bedienung leidet, haben wir ein Bandgerät mit einem Zeitschaltautomaten in den Sockel eingebaut. In drei Monaten wurde die Anlage über 1500 Mal in Gang gesetzt.

Die Besucherzahl war in den Vorsaisonmonaten April—Juni vielversprechend hoch. Als aber bei Beginn der Hauptsaison im Juli die sehr lange heisse Schönwetterzeit einsetzte, trat ein spürbarer Stillstand ein, der während des Eidgenössischen Schützenfestes nur ungenügend belebt wurde. Die wieder erfreulich gute Nachsaison vermochte den entstandenen Ausfall von weit

über 1000 Eintritten nicht mehr ganz wettzumachen. Badesommer sind keine Museumssommer. Zudem fällt seit 1965 allgemein eine leicht rückläufige Besucherzahl auf. Der Grund könnte einerseits bei anderen Bedürfnissen der Feriengäste und Reisenden, andererseits beim nun doch grossen Angebot an gleichartigen Möglichkeiten im Einzugsgebiet liegen. Vom Standpunkt unserer seit 1888 bestehenden Einrichtung aus möchte man, etwas boshaft zwar, gerne sagen, zum Glück bestünden in der Gegend bald keine Schlösser und Sitze mehr, die deren Besitzer mangels anderer Verwendung in ein Museum umzuwandeln versucht seien.

Die Zusammenstellung der abgegebenen Eintrittskarten ergibt folgendes Bild:

	1.50	— .80	1.—	— .50	KM	
April	1 436	592	188	418	31	2 665
Mai	1 828	390	288	374	81	2 961
Juni	3 044	476	647	486	34	4 687
Juli	5 886	1912	940	916	136	9 790
August	6 589	1904	952	1031	103	10 579
September	2 866	453	451	920	247	4 937
Oktober	1 073	413	72	283	23	1 865
Total	22 720	6140	3538	4429	655	37 484

Die Spitze hält der 30. Juli, der einzige Regentag zwischen dem 12. Juli und dem 12. August, mit 1003 Eintritten, dem höchsten Tagesergebnis seit dem Bestehen des Museums.

Die grosse Arbeit an der Kasse und im Betrieb gelang den ganzen Sommer über reibungslos dank der Pflichterfüllung von Frau Wirz, Frau Tschanz und Fräulein Müller an der Kasse, Frau Ringgenberg bei der Reinigung und Herrn Schaad in der Werkstatt. Ihnen sei bestens gedankt.

Die Durchführung von Konzerten im Rittersaal fand im Sommer 1969 eine sehr erfolgreiche Fortsetzung, jedenfalls was die künstlerische Seite und die Besucherzahl betrifft, denn wirtschaftlich lässt sich diese Seite unserer Tätigkeit nur halten, wenn ein gutes Mass Idealismus mitgezählt wird. In der Konzertwoche vom 18.—27. Juni interpretierten Peter Lukas Graf, Claude Starck, Jörg Ewald Dähler, Ilse Mathieu, das Berner Instrumentalensemble, der Bariton Kurt Widmer Werke von Johann Sebastian Bach, Johann Joachim Quantz, Antonio Vivaldi, Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Arcangelo Corelli, Georg Philipp Telemann und Franz Schubert. Am 31. August und 6. September bot das Zurbuchen-Quartett mit Hirofumi Fukai, Viola, und Felix Thomann, Klarinette, Werke von Wolfgang Amadeus Mozart, Joseph Haydn, Alexander Borodin, Carl Maria von Weber und am 24. September folgte ein Kammerkonzert des Ensembles von Frau R. Krähenbühl mit moderner Musik von Paul Hindemith, Willy Burkhard und Arthur Honegger. Daneben diente der Rittersaal folgenden Anlässen: Brevetierungen der UOS für Küchenchefs 2, 3, 5 und 6, UOS der Versorgungstruppen 42, Feldweibelschulen 2, 4 und 5, UOS der PZ Truppen 221, für die Empfänge des gradierten Personals der PTT, der Polizeichefs der Schweiz, der Ausland-

schweizer am Eidg. Schützenfest, der Art OS 1929, der Alt-Pfadfinder, für eine Dichterlesung über Karl Stauffer (Bern) und eine weitere im Rahmen des Programms von Radio Bern und für die Jubiläumstagung des Verbandes freier Schweizer Arbeiter. Daneben fanden wiederum 9 Abende der amerikanischen Osborne-Tours statt.

Führungen erfolgten: 2 im Rahmen der Volkshochschule Thun, für die Jung-
handwerkergruppe Thun, die Promotion 55 des Lehrerinnenseminars Thun,
die Gymnasia Burgdorf.

Der Konservator:
H. Buchs

Kleist in Thun

Von Hermann Reske

Heinrich von Kleist hatte während seines Aufenthaltes in Paris von Anfang Juni bis Mitte November 1801 das gefundene, was er auf seiner Würzburger Reise vergeblich zu finden gehofft hatte: seine Bestimmung zum Dichter. Endlich glaubt er erkannt zu haben, «was der Himmel sichtbar, unzweifelhaft von uns fordert». Um diesem Ruf folgen zu können, wünscht er sich «Freiheit, ein eigen Haus, und ein Weib», seine drei Wünsche, die er «beim Auf- und Untergange der Sonne, wie ein Mönch seine drei Gelübde» wiederholt. Mit «Freiheit» meint Kleist, das tun zu dürfen, was er als gottgegebene Bestimmung erkannt zu haben glaubt, der er daher folgen muss. Der dichterische Genius regt sich. Die *Familie Schrockenstein* ist im Entstehen. Paris aber ist nicht der Ort, «ein schön Gedicht» zu schreiben. Grosse Dichtung reift nach Kleists Meinung nur in der Stille, in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit der Natur. Bemerkenswert ist, dass Kleist gerade in Paris in seinen Entschlüssen nicht die Ueberstürztheit zeigt, die man schlechthin von ihm erwartet. Zwar sagt er der Wissenschaft als Weg zur eigenen Wahrheit ab, stürzt sich jedoch keineswegs kopfüber in die Kunst. Vielmehr scheint er diesen Schritt nur zögernd zu tun, wie die in den Briefen aus dieser Zeit immer wieder auftretenden Selbst-Kontemplationen beweisen. Er folgt seiner Bahn — aber er will sein «Ideal, das Kind seiner Liebe», nicht dem Broterwerb opfern. «Bücherschreiben für Geld — o nichts davon». Die Braut möchte er schon in das Gewölbe führen, wo er sein Kind, «wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe.» Er muss sich also zusätzlich noch nach einem Lebensunterhalt umsehen. Daher schwärmt er seiner Braut Wilhelmine von Zenge von dem «grünen Häuschen» vor, das sie empfangen soll. Ein Feld will er bebauen, einen Baum pflanzen und ein Kind zeugen. Kleist suchte Ruhe vor dem Chaos in seinem Innern, das ihn zu verzehren drohte; er glaubte, vor dem dichterischen Dämon, der ihn trieb, in ein bäuerliches Idyll flüchten zu können; er wollte sich losreißen von allen Verhältnissen, die ihn zwangen, «zu streben, zu beneiden, zu wetteifern». So macht er der Braut ohne Umschweife den Vorschlag, seine Bäuerin auf einem Gütchen in der Schweiz zu werden, das er sich anzukaufen gedenke. Da sein Vermögen nur noch gering sei, müsse die Arbeit selber getan werden, doch hoffe er, dass ihre Begriffe von Glück hierin mit den seinigen zusammenfielen. Wilhelmine, Generalstochter und in Konventionen erzogen, sagt ab. Kleist beharrt auf seinen Plänen und wandert in die Schweiz. Am 13. Dezember 1801 kommt er in Basel an. Es war Nacht. Ein stiller Landregen fiel — und dennoch suchte er die Sterne, denn ihm war wie bei einem Eintritt in ein neues Leben. Er hatte gehofft, in Basel den Freund Heinrich Zschokke zu treffen; dieser jedoch hatte seinen Abschied aus dem Amt genommen, da er — wie man sagte — mit der damaligen Regierung nicht recht zufrieden war, und hatte inzwischen die Stellung des Bürger-Regierungs-Statthalters in Bern über-

nommen. Kleist reist ihm nach, und bereits Ende Dezember 1801 hören wir von ihm aus Bern. Er wurde von Zschokke auf das freundlichste aufgenommen und — was weit wichtiger war — fand Aufnahme in dessen Freundeskreis, darunter Pestalozzi und der «Buchhändler Gessner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau, und Kinder wie die lebendigen Idyllen» hatte. Weiterhin gehörte dazu das schwarze Schaf der Familie Wieland, der Sohn Ludwig, Louis genannt. Es ist ein musischer Kreis, in dem Kleist sich in Bern bewegt. Erstmalig hören wir von der *Familie Schroffenstein* und dem *Zerbrochnen Krug*. Kleist scheint dieses Glück voll zu genießen, ohne dabei seine Agrarpläne aufzugeben.



Scherzigen mit Kleisthaus links im Vordergrund
Aquatinta von J. J. Wetzel (1781—1834)

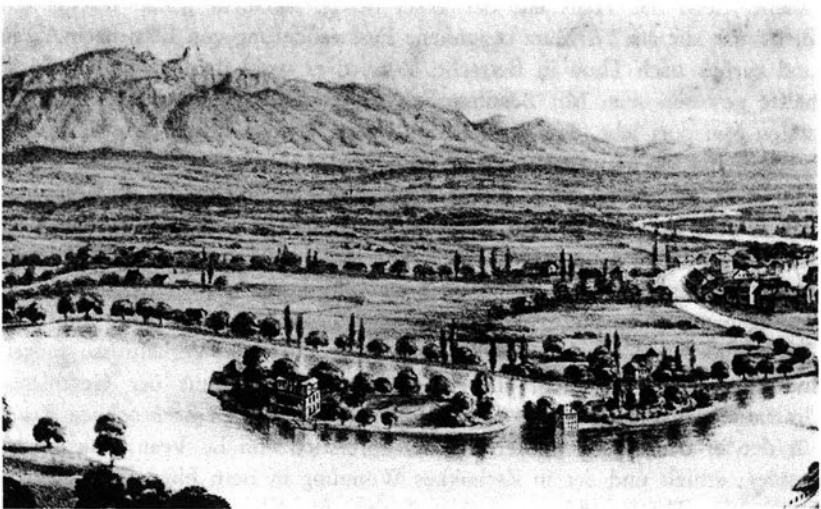
Aufgrund der Bedrohung der Schweiz durch Napoleon ist die Lage auf dem Grundstücksmarkt günstig. Am 12. Januar 1802 schreibt er der Schwester Ulrike aus Bern, dass er Verhandlungen führe über den Ankauf eines Gutes am Thunersee, mit ziemlich viel Land und einem kleinen Haus. Doch schon am ersten Februar 1802 ist von diesem Gut nicht mehr die Rede. Kleist ist zu diesem Zeitpunkt bereits in Thun und wohnt nahe am Tor. «Uebrigens kann man hier nicht anders wohnen» — so schreibt er an Zschokke, sagt aber nicht, warum; er erwähnt auch nicht, an welchem Tor er wohnt, obgleich es zur damaligen Zeit vier Tore in Thun gab. Da er sich inzwischen ernstlich mit dem Gedanken trug, ein Gut in Gwatt anzukaufen, das ihm auch Zschokke empfohlen hatte, darf angenommen werden, dass er an dem 1853 abgebrochenen Scherzligitor gewohnt haben muss. Das Gut zu

Gwatt reizte ihn, und der Kaufvertrag scheint so gut wie abgeschlossen gewesen zu sein; nur ein «Missverständnis» verzögerte seinen Umzug «aufs Land». Das Missverständnis scheint Kleists eigenen Wünschen entgegengekommen zu sein, denn er selbst verhält sich «in allen Stücken wie der berühmte Cunctator», und scheint dennoch in heiterster Stimmung. So glücklich ist er, dass man es ihm an der Stirn ablesen kann. Am ersten Februar 1802 schreibt er an Zschokke:

Die Leute glauben hier durchgängig, dass ich verliebt sei. Bis jetzt aber bin ich es noch in keiner Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirne mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Thuner Sees stehe.

Unter dem Vorwand, dass die Schweiz französisch werden könne, verzichtet Kleist auf den Ankauf des Gwattschen Gutes. Was er gesucht hatte, war Ruhe in der Natur. Diese hatte er hier gefunden. Er geht gern und weit spazieren, «denn die Natur ist hier . . . mit Geist gearbeitet, und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo . . . der Künstler bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint». Kleist hatte seine Bestimmung gefunden und sucht sie nun zu erfüllen. In einem Brief an Zschokke vom zweiten März 1802 hören wir zum ersten Mal von der Aare-Insel:

Ich habe mir eine Insel in der Aare gemietet, mit einem wohl eingerichteten Häuschen, das ich in diesem Jahr bewohnen werde . . . Ich werde in einigen Wochen einziehen.



Die Inseln bei Scherzligen, Ausschnitt aus einem Panorama vom Jakobshübeli
Litho von H. Fischer (1820—1886)

Im gleichen Brief kündigt er an, er werde noch vor seinem Umzug auf die Insel «Geschäfte halber» ein paar Tage nach Bern kommen. Am 18. März berichtet er der Schwester Ulrike, dass «in Hinsicht des Geldes» in der Zukunft «zur Notdurft» für ihn gesorgt sei und dass er noch heute nach Bern abreisen werde. Diesen Hinweisen darf entnommen werden, dass Kleist am 18. März nach Bern reiste, weil er mit dem Buchhändler und Verleger Gessner geschäftlich zu tun hatte. Seine Mitteilung an Ulrike vom ersten Mai, er sei von allen Sorgen um den Hungertod befreit, obschon alles, was er erwerbe, «so grade wieder drauf geht», lässt darauf schliessen, dass der Dichter am 18. März das Druckmanuskript der *Familie Schrockenstein* seinem Verleger Gessner überbrachte. Dieser muss ihm wohl das Honorar oder wenigstens einen Teil desselben ausgezahlt haben.

Nun erzählt aber Ulrike, dass ihr Bruder sich «auf einer kleinen einsamen Insel bei Thun auf der Aar niederliess, seine Familie Schrockenstein aus zu arbeiten.» Da Kleist jedoch nicht vor der zweiten Aprilhälfte 1802 auf die Insel übersiedelte, muss die Aeusserung Ulrikes als bare Vermutung oder als Irrtum aufgefasst werden. Dagegen erinnert sich Zschokke in seiner «Selbstschau» der Lesung des Trauerspiels vor dem Freundeskreis in Bern, die vor seiner Abreise aus Bern stattgefunden haben muss, also vor jener Fusswanderung nach Aarau, auf der Kleist und Wieland ihn begleiteten. Die Wanderung begann am 27. März 1802; die Freunde wählten nicht den nächsten Weg. Kleist nennt diese Wanderung «eine kleine Streiferei durch den Aargau». Nach kurzem Aufenthalt in Aarau trennte man sich. Für Zschokke und Kleist sollte es der letzte Abschied sein; Zschokke bezog das Schloss Biberstein, Wieland kehrte nach Bern zurück, Kleist übersiedelte auf seine Insel bei Thun.

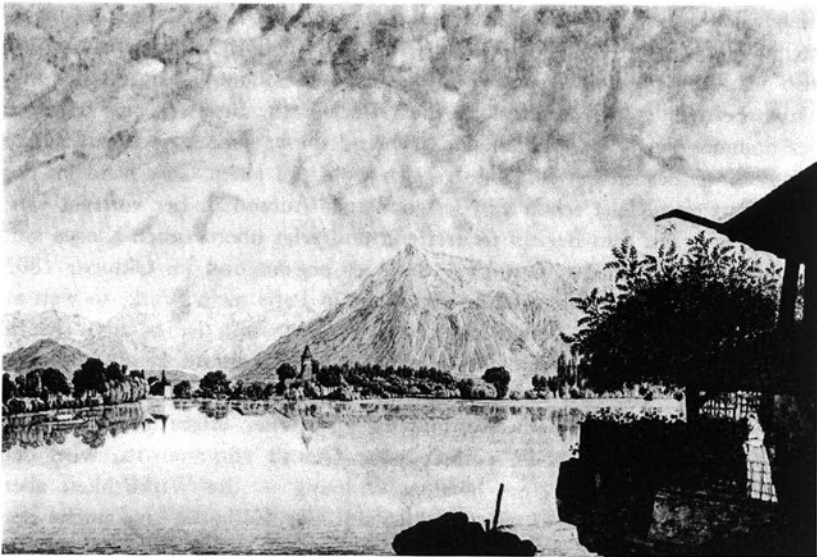
Wann Kleist das Haus auf der Insel bezog, ist nicht genau feststellbar. Zieht man die am 27. März begonnene Fusswanderung von Bern nach Aarau und zurück nach Thun in Betracht, so wird es wohl in der zweiten Aprilhälfte gewesen sein. Mit Bestimmtheit wissen wir nur, dass er bereits am ersten Mai dort lebt, dass er froh und heiter ist und dass er mit Verbissenheit arbeitet. So hören wir auch in seinem Brief an die Schwester vom ersten Mai 1802, er müsse seiner Arbeit einen Tag stehlen, um ihr Rechenschaft von seinem Leben zu geben. An was arbeitet Kleist auf seiner Insel, wenn seine Tragödie, wie nachgewiesen, bereits vor seinem Einzug in Druck gegeben war? Zunächst darf angenommen werden, dass er sich mit dem verloren gegangenen Trauerspiel *Leopold von Oesterreich* beschäftigte, wie auch Tieck und Pful bezeugen. Die trostlosen politischen Verhältnisse mögen ihn dazu angeregt haben, ein ruhmreicheres Kapitel aus der Geschichte dramatisch zu gestalten. Des weiteren konzipierte er den *Zerbrochnen Krug*, für den er den Anstoss durch einen Kupferstich von Le Veau, «La cruche cassée», erhielt und der in Zschokkes Wohnung in Bern hing. Für Wieland wurde das Thema Anlass zu einer Satire, für Kleist zu einem Lustspiel und für Zschokke zu einer idyllischen Erzählung. «Kleists ‚Zerbrochner Krug‘ hat den Preis davon getragen», sagt Zschokke in seiner «Selbstschau».

Doch das alles genügt Kleist nicht. Er will die vollkommene Tragödie schaffen, und damit die Lücke in der abendländischen Literatur schliessen, die seiner Auffassung nach noch klafft. Das Ringen um den *Guiskard* beginnt. Darüber liegt ein interessanter Bericht eines jungen Mannes «aus Kleists damaligem Umgangskreise» vor, dessen Quelle die Kleistforschung bisher nicht ermitteln konnte. Paul Hoffmann teilt ihn ohne Quellenangabe im Nachwort des Faksimiledruckes des *Zerbrochnen Krugs*, Weimar 1941, mit. Dort heisst es:

Er hatte auf einer Insel der Aar ein kleines Landhaus dem unsrigen gegenüber gemietet; er brütete über einem Trauerspiel, in dem der Held auf der Bühne an der Pest stirbt. Oft sahen wir ihn stundenlang in einem braunen Curé auf seiner Insel, mit den Armen fechtend, auf und ab rennen und deklamieren.

Der junge Mann muss, den örtlichen Verhältnissen der damaligen Zeit nach zu schliessen, auf der «unteren Insel» gewohnt haben. Der östliche Aarearm ist viel zu breit, um vom dortigen Ufer her noch einen deutlichen Blick zu gewähren, geschweige denn gar Kleist deklamieren zu hören. Das westliche Aareufer, heute Industrie- und Bahngelände, fällt gänzlich aus, da es zu Zeiten Kleists völlig unbebaut war. Ein baumbestandener Fusspfad führte dem Ufer entlang von Thun nach Scherzligen. Das Landhaus auf der «unteren Insel» gehörte den Gatschets, die auch Besitzer der von dem Dichter bewohnten «oberen Insel» waren; es ist noch heute im gleichen Zustand erhalten. Beide Inseln liegen ausserordentlich nahe beieinander; geographisch gesehen konnten die Beobachtungen, die der junge Mann mitteilte, nur von der Ostspitze der «unteren Insel» aus gemacht worden sein. Wer aber ist dieser junge Mann? Ein Sohn Gatschets kann er nicht sein, da Elisabeth Magdalena Gatschet, geborene Delosea, nach amtlicher Feststellung im Bürgerarchiv zu Bern im Alter von 73 Jahren am 12. März 1850 verstarb. Sie war also mit Kleist gleichaltrig und konnte somit keine Söhne haben, die mit ihm hätten befreundet sein können. Da die Gatschets ihr Inselhaus nur während der Sommermonate bewohnten und während dieser Jahreszeit häufig Gäste aus Bern zu Besuch hatten, muss es sich wohl um einen Gast handeln, der möglicherweise Kleist schon vor dessen Berner Aufenthalt her vertraut war. Wer es auch sei: sein Bericht ist treffend und zeigt überdeutlich Kleists verbissenes Ringen um den *Guiskard*, das hier begann und im Oktober 1803 seinen tragischen Abschluss fand: «Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen, und verbrannt: nun ist es aus.» Kleist wurde es nie klar, dass hier nicht sein Dichtertum scheiterte, sondern dass er sich am Stoff vergriffen hatte. Wenn die Wirklichkeit dem Menschen, der seiner Wahrheit gemäss seine Bestimmung zu erfüllen strebt, als völlig ausweglose, sinnlos zerstörende, pathologische Gewalt entgegentritt, wird der Mensch zum Sinnträger einer höheren Ordnung — die Wirklichkeit aber wird sinnlos; dann bedarf die Wirklichkeit der Katharsis und nicht der Mensch. Dies jedoch wäre gegen das Wesen der Tragödie. Was Kleist mit dem *Guiskard* erstrebte, hat er in reichem Masse mit der *Penthesilea* erfüllt: das Archaische mit dem Modernen zu verbinden.

Noch aber war Kleist glücklich auf seiner Insel. Sein erträumtes Ideal schien sich zu erfüllen. Er hatte «ein Haus», und er hatte «Freiheit» — mit dem «Weib» mag es dahingestellt bleiben; aber er stand ausserhalb der Welt, «wo es so leicht ist wenig zu erscheinen». Die nachhaltige Wirkung dieses idyllischen Lebens lässt sich bis in Kleists späteste Werke verfolgen. Dem Gedicht «Der Schrecken im Bade» gibt er bezeichnenderweise den Untertitel «Eine Idylle». *Das Erdbeben in Chili* zeigt den gejagten, besinnungslosen Menschen, der Ruhe in der offenen Natur findet. Auch da war — wie im «Schrecken im Bade» — «die schöne Nacht herabgestiegen, voll wundermilden Duftes, so silberglänzend und still, wie nur ein Dichter davon träumen kann» — und die Liebenden finden nach dem Zusammenbruch ihrer Welt Ruhe unter einem «Granatapfelbaum, der seine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete». In der *Verlobung in St. Domingo*, kommt das Aare-Idyll wörtlich zum Ausdruck, wenn Gustav von der Ried, gebürtiger Schweizer, Toni beschreibt, «welch ein kleines Eigentum, frei und unabhängig, er an den Ufern der Aare besitze; eine Wohnung bequem und geräumig genug, sie und auch ihre Mutter . . . darin aufzunehmen.» Die *Familie Schroffenstein*, obwohl vor dem Einzug auf die Insel bereits in Druck gegeben, war zweifellos in Kleists Wohnung am Tor überarbeitet worden. Sylvester scheint die Wirbel der Schadau vor Augen zu haben, wenn er sich um das Segelboot sorgt, das gefährlich schwankt und das Ufer nicht erreichen kann. Bis in den *Amphitryon* klingt die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies nach. Alkmene klagt über den allzu lästigen Ruhm und gerne gäbe sie das Diadem «für einen Strauss von Veilchen hin, um eine niedre Hütte eingesammelt». In dem bereits erwähnten Brief vom ersten



Blick auf die Blümlisalp und den Niesen von der oberen Insel bei Thun
Umrissradierung von M. Woher (1760—1830)

Mai schildert Kleist sein Insel-Idyll in dichterischer Sprache, und gerade daher darf nicht übersehen werden, dass sehr häufig der Dichter mit dem Berichter durchgeht:

Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluss des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertel Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt; ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli. Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann essen wir zusammen; sonntags zieht sie ihre schöne Schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiss ich von der ganzen Welt nichts mehr.

Hier stimmt schon etwas nicht. Das Schreckhorn führt seinen Namen nicht zu Unrecht und war zu Zeiten Kleists noch nicht einmal erobert. Kleist bezwingt also den Bergriesen nur platonisch auf dem Papier. Eine zweite Möglichkeit wäre, dass er zwar «Schreckhorn» schrieb, aber das «Stockhorn» meinte. Dieses Massiv war allerdings schon zu damaliger Zeit eine besondere Attraktion für Bergsteiger; jedoch hat es eine Gipfelhöhe von 2190 Metern und ist damit auch heute noch eine anstrengende Tagesstour. Mädelis sonn-tägliche Erbauung hätte weit über das Normale gehen müssen, um Kleist genügend Zeit für Auf- und Abstieg zu geben. Wenn aber nun eindeutig feststeht, dass Kleists dichterische Phantasie hier Kobold schlägt, liegt es dann nicht auch nahe, anzunehmen, dass es sich mit dem Liebesglück ebenso verhält? Bisher ist es noch nicht gelungen, das Mädeli auf eindeutige Weise zu eruieren.

In der fünfbändigen Minde-Pouetschen Ausgabe von Kleists Werken finden wir im Briefband unter der Nr. 59 eine Fussnote, die sich auf das Mädeli bezieht: «Elisabeth Magdalena Stettler, 20. Juli 1777 geboren. Die Schilderung des idyllischen Zusammenlebens mit ihr und der regelmässigen Besteigung des Schreckhorn's (!), die natürlich freie Erfindung seiner dichterisch arbeitenden Phantasie ist, zeugt für die glückliche Stimmung Kleists». In den Anmerkungen des Herausgebers Erich Schmidt heisst es jedoch, ebenfalls unter Nr. 59: «Der Name der Fischerfamilie war ‚Gatschet‘, nach Zolling (H. v. Kleist in der Schweiz, S. 63)». Zur Bekräftigung führt Erich Schmidt dann das Reisetagebuch der Friederike von Pannwitz an. Kleists Schwester Auguste — er nannte sie Gustel — hatte im Januar 1802 ihren Vetter Wilhelm von Pannwitz geheiratet. Aus dieser Ehe entstammten die Töchter Friederike und Auguste, die mit ihrer Tante Ulrike 1834 eine Reise unternahmen. Diese Reise wurde am 26. August in Gulben angetreten und

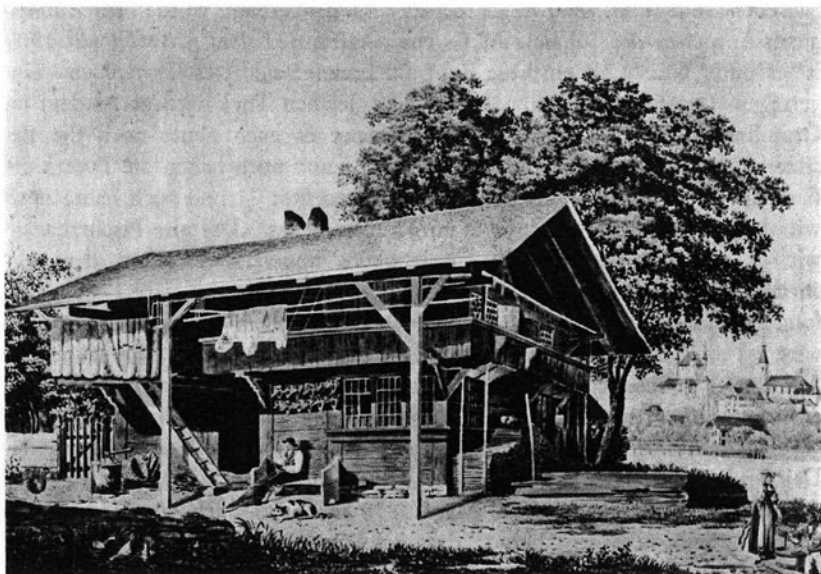
führte über Mittel- und Süddeutschland durch die Schweiz nach Nizza; sie wurde am 10. Mai 1835 beendet. Aus Friederikes Tagebuch erfahren wir, dass die drei Damen auf der Hinreise in Interlaken abstiegen, um von dort aus die «kleine Insel» zu besuchen, «auf der Onkel Heinrich so lange Zeit gewohnt hat». Infolge schlechter Führung und schlechten Wetters scheiterte der am 6. September 1834 unternommene Versuch, von Thun aus die Insel mit einem Kahn zu erreichen. Drei Tage später wird das Unternehmen auf dem Landweg wiederholt, und diesmal bringt der Führer die Damen «nach der grösseren der beiden Inseln, die noch immer dem früheren Besitzer der beiden Inseln, Herrn Gatscher, gehört, die kleinere ist verkauft. —». Auffallend ist, dass sowohl Friederike wie auch Auguste in ihren Tagebüchern nur von der «kleinen» und der «grossen» Insel sprechen, nicht aber von der «Delosea-Insel». Man darf annehmen, dass diese Bezeichnung — wäre sie im Volksmund gebräuchlich gewesen — auch von den einheimischen Führern der Damen gebraucht worden wäre, und somit auch unter diesem Namen in den Tagebüchern erwähnt würde.

Soweit es den Verkauf der «kleineren» Insel angeht, hat Friederike recht. Im Kaufbrief vom 5. März 1830, Thun-Grundbuch Nr. 11, fol. 457, ist jedoch nicht von der «kleinen» Insel die Rede, sondern es heisst darin, «dass der wohlgeborene hochgeachtete Herr, Herr Nicolaus Rudolf Gatschet, Mitglied des kleinen Raths und Präsident des Appelationsgerichts der Stadt und Republik Bern ... dem wohlgeehrten Herrn, Herrn Gottlieb Eyen ... *die sogenannte obere Insel* bey Thun ... mit zwey darauf befindlichen Behausungen ... in bester Form verkauft habe.» Die amtliche Urkunde also bezeichnet die Insel als die «sogenannte obere» und nicht die «kleine» Insel. Der Name des Verkäufers aber ist nicht Gatscher, sondern Gatschet. Bezieht sich nun der unbefangene Leser auf die Anmerkung zu Nr. 59 des Briefbandes, so muss er zu der Annahme kommen, der Besitzer der Insel sei mit dem Fischer «an der andern Spitze» identisch — er muss also glauben, dass Kleists «Mädeli» Magdalena Gatschet war. Die in Friederikes Reisetagebuch erwähnte «Madame Gatscher» ist — wie in den Berner Bürgerrodeln nachweisbar — eine Elisabeth Magdalena Gatschet; sie war eine geborene Delosea und hatte den um viele Jahre älteren Nikolaus Samuel Rudolf Gatschet geheiratet, Landvogt von Burgdorf und später Präsident des Appelationsgerichts der Stadt und Republik Bern.

Warum die Kleistforschung auch heute noch an der von Zolling überlieferten, doch recht zweifelhaften Namensgebung festhält, ist nicht ganz verständlich. Wer in Thun nach der «Delosea-Insel» fragt, erhält nur ein bedauerndes Kopfschütteln. Zur Zeit, als die Gatschets Eigentümer der Insel waren, hieszen diese die «obere» und die «untere» Insel. Im Kaufbrief vom 16. Juni 1848, Thun-Grundbuch Nr. 21, fol. 265, heisst es ebenfalls, «das Herr Gottlieb Eyen ... dem Herrn Adolf von Graffenried ... *die sogenannte obere Insel* bei Thun ... enthaltend zwei Wohnhäuser ... auf recht verbindliche Weise verkauft hat». Bis 1930 ist in allen weiteren Eintragungen im Grundbuch Thun immer nur von der «sogenannten oberen Insel» die Rede. Die Urkunde vom 13. Oktober 1930, Tagebuch A, Nr. 1468, erwähnt die «Besitzung am Scherzligweg» erstmalig als die «sog. Kleist-Insel». Die

letzte diesbezügliche Urschrift vom 19. März 1956 spricht von einem «Brückenkopf zum Kleist-Inseli». Diese Bezeichnung hat sich während der letzten Jahrzehnte allgemein in Thun eingebürgert — und nicht nur im Volksmund, sondern auch auf den amtlichen Stadtplänen und Ansichtskarten. Vielleicht wäre es an der Zeit, dass auch die Kleistforschung der Stimme des Volkes Gehör schenkte, die auf so schöne Art den Dichter ehrt und seine Erinnerung wach hält, obwohl zum allgemeinen Bedauern das «Kleist-Hüsi» leider nicht mehr erhalten ist.

Elisabeth Magdalena Gatschet scheidet also als «Mädeli» in eindeutiger Weise aus. Wer aber ist Magdalena Elisabeth Stettler, die nach Zolling «durch neuerliche Untersuchungen des Professors Arnold Hidber . . . als die Fischertochter auf dem Delosea-Inseli eruiert» wurde? Zolling sagt weiterhin, dass Hidber diese Feststellungen in den «Burgerrodeln» in Thun und Bern machte. Auf diesbezügliche Nachforschungen gab die Burgerkanzlei zu Bern am 16. Januar 1969 die Auskunft, dass die Nachschlagungen Elisabeth Magdalena Stettler, geb. 1777 betreffend, ergebnislos geblieben seien. Im burgerlichen Taufregister sei sie nicht aufgeführt, ebenso sei sie im burgerlichen Stammregister, Blatt «Stettler» nicht zu finden. Hinzu kommt, dass eine Fischerstochter schwerlich in den Burgerrodel in Bern registriert wurde. Zwar ist im Staatsarchiv zu Bern eine Elisabeth Magdalena Stettler mit dem Geburtsdatum vom 20. Juli 1777 eingetragen, aber sie ist aus altem Berner Geschlecht und darf daher wohl kaum als die Fischertochter auf der «oberen Insel» angenommen werden; dies ist jedem klar, der mit



Das Fischerhaus von Scherzligen mit dem Blick auf das Kleisthaus
Kopie von H. Zimmer (1774—1859) nach Lory père

den Schweizern Archiven vertraut ist. Indessen scheint die Meinung des Ortspfarrers von Thun, dass Kleists «Mädeli» wohl Magdalena Furer gewesen sei, keineswegs allzu abwegig. Zolling berichtet darüber:

Da die Fischerei auf der obern Insel (das Häuschen an der Spitze steht schon längst nicht mehr) seit Menschengedenken von der Scherzlicher Familie Furer gepachtet ist (Zolling schreibt noch «Scherzlingen» heute «Scherzligigen») so spricht der greise Dekan von Thun die Vermutung aus, dass Mädeli — Diminutiv von Mäde, Magdalene, und ein noch heute im Oberlande überaus verbreiteter Name — wahrscheinlich Magdalene Furer geheissen und, dieweil die Fama von ihr schweigt, keine besonders merkwürdige Zukunft erlebt habe.

Zollings Feststellung, das Häuschen an der Spitze stehe schon längst nicht mehr, ist richtig, doch erwähnt er nicht, dass es neu errichtet wurde. Der Kaufbrief vom 5. März 1830 gibt «die obere Behausung und das Lehenhaus unten» an. Bemerkenswert in dem Vertrag ist, dass der Verkäufer, Präsident Samuel Rudolf Gatschet, sich der Fischereirechte versichert und dies doch wahrscheinlich, um seinen bisherigen Pächter in dem «Lehenhaus unten» abzuschirmen: «Von diesem Kaufe ist jedoch ausgenommen das Fischezen Recht, welches sich der hgbn. Verkäufer vorbehaltet.» Die «Kauf Beile» vom 22. Juni 1848 erwähnt ebenfalls «das obere und das untere Haus» ohne weiteren Zusatz. In dem «Zufertigungs-Ansuchen» vom 7. Juni 1860 heisst es jedoch in bezug auf das untere Haus: «das untere (neue)». Im Abtretungsbrief der Maria von Graffenried vom 4. Dezember 1864 wird ebenfalls das untere Haus als «das untere (neu erbaute)» bezeichnet. Aus diesen Eintragungen ist eindeutig zu schliessen, dass das alte Fischerhaus zwischen 1848 und 1860 abgebrochen und neu erbaut wurde. Im Zufertigungs-Ansuchen der Johanna M. C. von Graffenried vom 6. Dezember 1909 ist es unter Nr. 7a als ein «für Fr. 1400 brandversichertes Gartenhaus» eingetragen. Unter dieser Nummer und dem gleichen Titel wird es seitdem im Grundbuch Thun geführt, jedoch bezeichnet es auch heute noch die Besitzerin als «das Fischerhüsli» — und auch heute noch haben die Furers die Fischerei in Scherzligen und auf der Aare gepachtet — und auch heute noch wie damals werfen sie ihre Netze im Thunersee aus. «Das alte Fischerhaus», wie es in Thun heisst, steht noch heute unverändert neben dem alterwürdigen «Scherzlig-Kirchli». An der Südostseite trägt es die folgende Aufschrift: In Gottes gwalt o Herr gib glück und libi, friden, so wirt ess alt». An der Nordwestseite in Richtung gegen die Aare lautet die Aufschrift: «Gebauen durch Abraham Röttischweiler / und Magdalena Schmitter im 1724 Jahr / Gott uns allezeit woll bewahr»; daneben an der gleichen Seite: «Alles was du thust das thu weisslich / und gedencke an Dein ende».

Aus einer Eintragung vom 28. März 1838 im Grundbuch der Stadt Thun, Band 14, Seite 169, geht hervor, dass die Witwe des Fischers und Schiffers Kurt Rudolf Furrer, Katharina geborene Flück, von Oberhofen, wohnhaft zu Scherzligen, ihrem Sohn Samuel Furrer, von Oberhofen, wohnhaft zu Scherzligen, auf Rechnung zukünftigen Erbgesetzes die Liegenschaft Seestrasse Nrn.

37—39b, Thun, abgetreten hat. Ferner heisst es in diesem Abtretungsbrief wörtlich: «Ein durch die Abtreterin von ihrem im Jahre 1823 verstorbenen Ehemann Rudolf Furrer, ererbtes und durch diesen letztern zufolge Kauf-Briefes vom 10. und 24. April und 7. August-Monat 1762 von *Hans Zoss* erhandeltes Haus, nebst dabei befindlichen Bauten und Hofstatt, ungefähr 180 Klafter gross ...» Hieraus ist eindeutig zu schliessen, dass zu Kleists Zeiten das «alte» Fischerhaus bereits im Besitz der Familie Furrer war. Es muss vor 1762 von Abraham Röttischweiler an Hans Zoss übergegangen sein. Wenn man bedenkt, in welcher Weise Kleists dichterische Phantasie bezüglich der Besteigung des Schreckhorns Kobold schlägt, so darf auch wohl kaum die Schilderung seines Zusammenlebens mit Mädeli wörtlich genommen werden. Vielmehr ist zu vermuten, dass sein Verhältnis zu dem Fischer-mädchen ebenso platonisch war wie seine Besteigung des Schreckhorns. Es ist dabei zu berücksichtigen, dass eine intime Liebschaft vor den Augen des Vaters in dem damals noch streng puritanischen Thun wohl allgemeines Aergernis erregt hätte. Die Chronique scandaleuse schweigt aber darüber. Auch erscheint die im Brief an Ulrike vom ersten Mai 1802 ausgedrückte Sehnsucht nach dem Kind ja nicht erstmalig; Kleist hat sie mehrfach auch Wilhelmine gegenüber zum Ausdruck gebracht. Wie sehr man auch dem einsiedlerischsten unter den deutschen Dichtern ein nicht nur erträumtes Liebesglück gönnen möchte — die Eintragungen in Thun weisen nichts nach. Es ist also anzunehmen, da die «Fama» gänzlich von Magdalena Furrer schweigt, dass sie ein den bürgerlichen Gepflogenheiten gemässes Leben geführt hat. Wer immer auch das Mädeli sei — Kleist verlebte glückliche Tage mit ihr auf seiner Insel. Es war dem Dichter allerdings nicht beschieden, lange in seinem Inselparadies zu leben. Schon hier muss er gefühlt haben, dass er dem *Guiskard* nicht gewachsen war; er flüchtet sich nun in Krankheit. Bereits im August schreibt er aus Bern an seinen Schwager Wilhelm von Pannwitz, dass er dringend Geld brauche, da er bereits seit zwei Monaten krank in Bern liege; er möge es auf seinen Hausanteil erheben. Weiterhin bittet er ihn, den Betrag an den ihn behandelnden Arzt und Apotheker Wyttenbach in Bern zu überweisen. Interessant ist seine Mitteilung, er sei bereits um 70 französische Louisdors gekommen, worunter auch dreissig seien, die er sich durch eigene Arbeit verdient habe. Es kann kein Zweifel bestehen, dass mit diesen dreissig Louisdors das Honorar gemeint ist, das ihm Gessner am 18. März 1802 als Teilbetrag für sein Druckmanuskript der *Familie Schrockenstein* vorauszahlte. Kleist bleibt bis Mitte Oktober in Bern. Ulrike erfährt durch ihren Schwager von Pannwitz von der Erkrankung des Bruders, nimmt sofort Geld auf und reist in die Schweiz. Sie fährt von Basel bis Bern durch bewaffnete Truppen, die sie aber ohne Hindernis passieren lassen; sie erreicht Bern und findet den Bruder bereits gesundet. Nachdem sich die Lage in der Stadt etwas beruhigt hat, fährt sie mit ihm auf seinen Wunsch nach Thun, um «seine liebe Ahr Insel» kennen zu lernen. Die Geschwister verbringen dort mehrere Tage, machen kleine Fussreisen und kehren immer wieder zur Insel zurück.

Mitte Oktober verliess Kleist die Schweiz; Ulrike und der junge Wieland begleiteten ihn. Die Gedenktafel, die nach dem Abbruch des Kleisthauses

an der Südostspitze der Insel angebracht wurde, scheint daher nur zum Teil richtig. Dort steht zu lesen: «Auf dieser Insel wohnte der Dichter / Heinrich von Kleist 1802—1803». Dies hat jedoch seine Berechtigung, wenn man in Rechnung stellt, dass Kleist auf seiner zweiten Schweizer Reise im folgenden Jahr wiederum mehrere Tage in Thun verbrachte, und dass er aus naheliegenden Gründen während dieser Zeit wieder auf seiner Insel wohnte. Die Geschwister reisten in Begleitung von Ludwig Wieland, der wegen seiner scharfen Zunge von der neuen Regierung des Landes verwiesen war; der Weg ging über Basel, Erfurt nach Weimar. Louis blieb gegen alles Abkommen in Erfurt bei einer alten Bekannten, Ulrike reiste von Weimar allein nach Frankfurt an der Oder weiter, Kleist aber ging zu dem alten Wieland nach Ossmannstedt. Von dort nun erfahren wir, was auf der Aare-Insel entstanden war.

Auf Drängen Wielands eröffnet Kleist sich ihm endlich und gesteht, dass er an einem Trauerspiel arbeite, «aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschweben habe», dass es ihm noch immer nicht gelungen sei, es zu vollenden; zwar habe er schon viele Szenen niedergeschrieben, sie aber immer wieder vernichtet, da sie seinen Vorstellungen nicht entsprochen hätten. Nach vielen vergeblichen Versuchen, etwas aus Kleist herauszulocken, gelingt es Wieland schliesslich, «ihn so treuherzig zu machen», ihm mehrere Szenen daraus «aus dem Gedächtnis vorzudeklamieren». Wieland berichtet darüber an den Freiherrn von Wedekind am 10. April 1804:

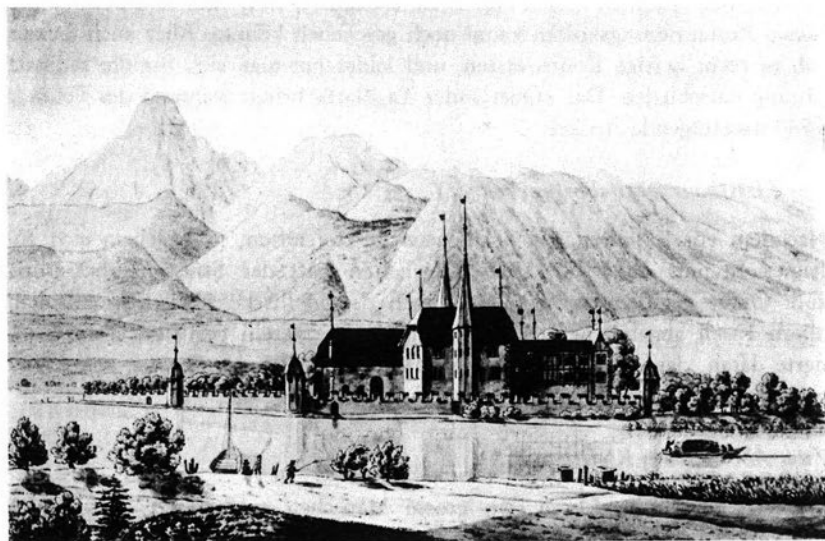
Ich gestehe Ihnen, dass ich erstaunt war, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere: Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde das sein, was Kleists *Tod des Guiskard* des Normanns, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören liess. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die grosse Lücke in unserer damaligen Literatur auszufüllen, die (nach meiner Meinung wenigstens) selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist.

Ein Jahrhundert später bestätigt Rilke die Worte Wielands in einem Brief an die Fürstin Marie von Thurn und Taxis. Vom *Prinzen von Homburg* spricht er und vom *Guiskard*-Fragment, «wunderschön ist das alles und so blind und rein gekonnt, so aus den Tiefen einer harten Natur herausgebrochen».

Das also war es, was auf dem Inseli entstanden war! Darüber hinaus war die *Familie Schroffenstein* vollendet, die ersten Szenen des *Zerbrochenen Kruges* waren entstanden, *Leopold von Oesterreich* wurde konzipiert — und zweifellos gehören auch *das Erdbeben von Chili* und *die Verlobung in St. Domingo* in die Nachbarschaft der *Familie Schroffenstein*. Vergewärtigt man sich dabei, dass die ganze Schaffensperiode nur wenige Monate umfasste, so gleicht sie einem lang verhaltenen Vulkanausbruch. Als Suchender hatte Kleist die Schweiz betreten, als ein um sich wissender Dichter verlässt er im Oktober 1802 seine Insel und kehrt — wenn auch nur für kurze Zeit — in die Heimat zurück.

Und was bietet sich heute dem Besucher, wenn er das «Kleist-Inseli» betritt, wenn er sich nicht durch das mächtige, schmiedeeiserne Tor abschrecken lässt, das die Insel wie ein verlorenes Paradies von der Aussenwelt abzuschliessen scheint? Zwar versperrt das eiserne Tor den Zugang zum Steg, der zur Insel führt, doch empfängt die jetzige Besitzerin, Frau Direktor Schütz, jeden Kleistverehrer, der Einlass begehrt, auf das herzlichste und öffnet ihm das «Sesam». Ein asphaltierter Weg, links und rechts von gepflegten Blumenanlagen umsäumt, führt zur Schützschen Villa. Der inzwischen verstorbene Direktor Schütz hat die Insel im Dezember 1939 in verfallendem Zustand erworben und sie zu einem kleinen Paradies umgewandelt. Er errichtete in der Mitte der Insel ein prächtiges Landhaus und liess für den Gärtner ein geräumiges Schweizerhaus erbauen. Das Kleisthaus wurde leider bereits im Februar 1940 niedergerissen; den Platz aber, wo es gestanden hatte, gestaltete der Verstorbene zu einer würdigen Gedenkstätte um, wofür alle Kleistliebhaber ihm dankbar sein sollten. Seine Witwe, eine liebenswürdige Siebzigerin, bewohnt mit ihrer Haushälterin den Landsitz. Auf freundliche Weise wird der Besucher vom Gärtner nach seinem Begehrt gefragt. Etwas verlegen und schonend berichtet er, dass das «Kleist-Hüsi» leider abgebrochen sei, er wolle aber gern die Stelle zeigen, wo es einst gestanden habe.

Auf einem gepflegten, von Blumen und Buschwerk umstandenen Plattenweg gelangt man zur Südostspitze der Insel. Hier bietet sich dem Besucher ein Anblick, der überrascht und versöhnt. Der Grundriss des ehemaligen Hauses ist mit Steinplatten ausgelegt, der Innenraum ist gepflegter Rasen, in dessen nördlichem Drittel eine schöne Stechpalme steht. Man wird ruhig



Das alte Schloss Schadau in Scherzligen mit dem Stockhorn
Kopie von Bourgeois nach A. Kaww (1615—1682)

und nachdenklich. Die alten Linden stehen noch wie einstmals, und sie rauschen wie zu Kleists Zeiten. Ein Mäuerchen mit einem Rosenspalier, wo einst wohl das Mädeli die Blumen pflanzte, zeigt die südliche Begrenzung; ein zweites, spiegelgleich, die nördliche. An der ehemaligen Anlegestelle befindet sich die bereits erwähnte Marmortafel. Man denkt an Zolling, dem es gelungen war, «die Stätte von Kleists kurzem Glück ausfindig zu machen», und wird etwas traurig. Damals, also etwa 1880, diente das Kleisthaus der Familie des Besitzers von Graffenried, einem Berner Patrizier, als Sommerwohnung. Zolling beschreibt es als einen einstöckigen Bau aus Riegelmauern mit einem französischen Mansardendach, das sich verschlafen fast bis zur Terrasse senkte. Einen Eindruck vom Innern des Hauses übermittelt die Beschreibung des Thuner Heimatforschers Schaer-Ris, der von dem niederen Türchen berichtet, dem schmalen und bloss zwei Meter hohen Gang und einer Küche, drei auf vier Meter im Geviert; dazu ein schmaler Wohnraum im Westflügel, fünf auf drei Meter gross, und ebenso im ersten Stock. Hier waren einige Wappen in die winzigen Fensterscheiben «gekritz», von einem orthographisch unsichern Handwerker wohl. Diese Fensterscheiben wurden beim Abbruch des Kleisthauses gerettet; sie zieren, nunmehr in Blei gefasst, die Fenster im Wohnzimmer der Schützchen Villa. Im Esszimmer steht ein sechseckiger Tisch, der ebenfalls aus dem Kleisthaus gerettet werden konnte. Alles andere bewegliche Mobiliar soll vor dem Einzug des neuen Besitzers gestohlen worden sein, während die Insel unbewohnt war. Nachdenklich und etwas traumverloren geht man den Plattenweg zurück; es versöhnt zu wissen, dass die Pflege einer literaturhistorischen Denkstätte in besten Händen ist.

Wie aber konnte es zum Abbruch des Kleisthauses kommen? Wäre es im vergangenen Jahrhundert geschehen, würde man sich nicht wundern. Doch erfolgte der Abbruch erst 1940. Man versichert, dass dies heute trotz der hohen Restaurierungskosten kaum noch geschehen könnte. Aber auch damals gab es recht heftige Kontroversen, und leider hat man sich für die radikale Lösung entschieden. Das «Oberländer Tagblatt» bringt während des Februar 1940 nachfolgende Artikel:

Das Kleisthaus wird abgebrochen

Nachdem vor 8 Jahren das Springhaus in Hofstetten, in welchem sich Johannes Brahms 1886 bis 1888 aufgehalten hat, der Strassenverbesserung zum Opfer gefallen ist, wird nun auch das idyllische Häuschen auf dem obern Inseli abgebrochen. Eine vom Einwohnerverein gestiftete Tafel erinnerte daran, dass hier in den Jahren 1802 und 1803 der *Dichter von Kleist* gewohnt und gedichtet hat . . .

Zum Abbruch des Kleisthauses

. . . Wir finden an Orten, wo grosse Menschen gelebt und unsterbliche Werke geschaffen haben, Zuflucht, Andacht und Anregung . . . Und immer war ich froh, dass auch in Thun ein Gebäude, eine Insel, mit Erinnerungen an einen bedeutenden Menschen verbunden ist.

... Vor einigen Jahren betrat ich zum erstenmal die bedeutungsvollen Räume des Kleisthauses. Wie entzückten mich die schöne Lage, die Abgeschlossenheit, der Blick von der kleinen Terrasse auf die Hochalpen, aus denen das smaragdene Wasser strömt, das so vieles fernhält, was aus der nüchternen heutigen Welt auf die Insel herüberdringen und einem wehtun könnte.

Ich begleitete Freunde an die Aare, Schriftsteller, auch solche aus dem Ausland, und sie freuten sich, das Kleisthaus, dieses Kleinod, dieses Wallfahrtsziel vieler Fremden kennen zu lernen.

Letzten Freitag führte mich mein Weg wieder einmal zur Scherzligenkirche. Es war einer jener wunderbaren Februartage, die den Vorfrühling verkünden. Die Nachmittagssonne durchleuchtete die von feinem Dunst erfüllte Luft. Plötzlich erschreckte mich ein verdächtiges Krachen, und nun sah ich dort, wo früher unter hohen Ulmen das Kleisthaus stand, nur noch eine Ruine. Traurig ragte das nackte Gebälk in die Luft. Da wurde es mir schwer ums Herz.

... Wir leben in einer Zeit, die oft weder die kleinen noch die grossen Heiligtümer schont. Das Kleisthaus hätte unbedingt erhalten werden müssen. Dies wäre mit Sevageldern möglich gewesen.

Wissen die Menschen, was sie zerstörten? Ein Literaturhistoriker, der, eingeladen von der Kunstgesellschaft, über «Kleist in Thun» sprach, bezeichnete die Insel als ein Symbol. . . . F. J. Begert

Zum Abbruch des «Kleisthüsis»

Zur Aufklärung

Man hat sich in Thun in verschiedenen Kreisen über den Abbruch des alten Thunern lieb gewordenen Kleisthüsis begrifflicherweise aufgehalten und das plötzliche Verschwinden der Stätte dichterischen Schaffens bedauert. Zur Aufklärung des ganzen Herganges sei hier folgendes festgestellt:

Die Kleistbesitzung gehörte bisher einer belgischen Dame. Diese hat das Häuschen schon seit Jahren nicht mehr bewohnt und es leider auch nicht unterhalten, so dass es vollständig dem Verfall geweiht war . . . Durch die jahrelange Verwahrlosung war nicht nur die Insel vollständig verwildert, sondern es war auch namentlich das Kleisthüsi in einen unrettbaren Zustand geraten. Der neue Eigentümer hatte den Willen, wenn irgendmöglich das Häuschen zu retten und es für seine Zwecke als Ferienhaus wieder instand zu stellen. Das Gutachten mehrerer Bausachverständiger ging aber einstimmig dahin, dass eine richtige Instandsetzung auch mit sehr grossem Kostenaufwand nicht möglich sei, da das ganze Gebälk durch das jahrelange Eindringen des Wassers usw. ganz morsch war . . .

Das Kleisthaus ist verschwunden — eine Gedenkstätte ist geblieben. Noch immer liegt das Kleist-Inseli «in der Aare, am Ausfluss des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt.» Die Kleistschen Menschen aber, die dort entstanden, stehen auch heute noch rund und bündig vor uns.



Das Kleisthaus kurz vor dem Abbruch 1940

Kleist ist nun bei Wieland, und dieser ermutigt ihn, den *Guiskard* zu vollenden. Mit der Hartnäckigkeit eines Besessenen arbeitet der Dichter. Manchmal scheint er dem Ziel näher zu kommen und berichtet frohen Mutes der Schwester, er habe ihr in kurzem «viel Frohes» zu schreiben, denn er näherte sich «allem Erdenglück». Doch dann wieder entzieht sich ihm der Stoff, und Sorge und Angst, dass ihm der grosse Wurf misslingen könnte, übermannen ihn.

Aus vielen Gründen ist seines Bleibens auch bei Wieland nicht, und Kleist muss «über kurz oder lang» wieder fort. Er geht nach Leipzig, ohne recht zu wissen, warum — und so ist auch dieser Aufenthalt wenig sinnvoll. Er nimmt Unterricht «in der Deklamation» bei einem gewissen Kerndörfer, weil er glaubt, sein *Guiskard* müsste — gut deklamiert — eine bessere Wirkung haben als schlecht vorgestellt. Im Grunde aber weiss er nicht recht, wohin. Zur Rückkehr zu den Seinen in Frankfurt an der Oder kann er sich nicht entschliessen; so zieht er Dresden vor, weil er hofft, dort ungestört arbeiten zu können. Vor allem aber waren dort Freunde: Fouqué, Rühle, Pfuel, und die Schwestern Karoline und Henriette von Schlieben. Auch in Dresden arbeitet Kleist mit der gleichen Verbissenheit am *Guiskard*, der sich aber nach wie vor seinem Zugriff entzieht. Sein vergebliches Ringen, das Unlösbare zu lösen, bringt ihn der Selbstverwüstung nahe. Da war es der treue Freund Pfuel, dem es gelang, das verdüsterte Gemüt Kleists ins rechte Mass zurückzuführen, indem er Ehrfurcht und Verständnis für die dämonische Verzweiflung des Freundes zeigte. Er ahnte, was der Aufenthalt in Thun für Kleists dichterisches Ingenium bedeutet hatte, und so wusste er eines Abends geschickt das Gespräch auf den *Zerbrochnen Krug* zu lenken. Dabei äusserte

er Zweifel an Kleists komischem Talent und reizte ihn dadurch in solchem Masse, dass dieser ihm die ersten drei Szenen des in Thun konzipierten Lustspiels aus dem Stegreif in die Feder diktierte. Ein wohlgemeinter Heilungsversuch — doch die Wirkung war nicht von langer Dauer. Pfuel konnte nicht länger die sich erneut steigernde Verzweiflung mit ansehen, noch weniger konnte er den Freund in seiner Not allein lassen. Was lag näher, als ihn dorthin zu bringen, wo er den *Guiskard* begonnen hatte, wo er zum ersten Mal frei und glücklich gewesen war? So forderte er Kleist, als dessen Todessehnsucht ins Bedrohliche wuchs, zu einer gemeinsamen Fusswanderung in die Schweiz auf und bot ihm an, so lange von seinem Geld zu leben, bis der *Guiskard* vollendet sei — ein wahrhaft edelmütiges Angebot! Doch auch dieses Mal versah Ulrike, die getreue Schwester, den Bruder mit den nötigen Mitteln, obwohl sie nicht viel von den erneuten Schweizer Plänen hielt.

Kleist begab sich zunächst nach Leipzig, von wo er in Begleitung Pfuels am 20. Juli 1803 seine zweite Schweizer Reise antrat. Am Tage seiner Abreise erhielt er einen Brief Wielands, dessen Inhalt gerade das war, was er brauchte, um ihn erneut zu weiterer Arbeit an seinem *Guiskard* zu ermutigen. Nichts — schreibt Wieland — sei dem Genius der heiligen Muse unmöglich, und Kleist müsse seinen *Guiskard* vollenden, auch wenn der ganze Kaukasus und Atlas auf ihn drücke. Wer aber trotz dieser Ermutigung das gleiche helle Licht erwartet, das Kleists Briefe während seiner ersten Schweizer Reise und während seines Aufenthalts in Thun ausstrahlten, sieht sich getäuscht. Nach einem Abschiedsgruss an die Schwester am Tag der Abreise stockt jeglicher Briefverkehr bis zum 5. Oktober, als er in Genf unter grösster Sammlung den herrlichen und zugleich qualvollen Brief an Ulrike abfasste, auf den später noch eingegangen werden soll. Dieses Schweigen mag den Anschein erwecken, dass weder die Reise noch der erneute Schweizer Aufenthalt seine befreiende Wirkung auf den Dichter ausübten. Da keine Briefe Kleists über diese Zeit vorliegen, ausser dem an Henriette von Schlieben vom 29. Juli 1804, also ein Jahr später, ist die Forschung sogar über den Reiseweg auf die spärlichen Angaben angewiesen, die Tieck und Bülow viele Jahre später von Pfuel erhielten.

Die beiden Freunde reisten meist zu Fuss. Sie kamen nach Bern und gingen von dort nach Thun, wo Kleist wohl für kurze Zeit auf seiner Insel Ruhe zur Arbeit fand. Hier hatte er das Ringen um den *Guiskard* begonnen, hier hoffte er es zu vollenden. Nicht nur das Mädeli war wieder um ihn, sondern auch der Freund; und es will scheinen, dass Kleist bereits hier die mythische Gestalt des Achill für seine *Penthesilea* konzipierte, wenn auch die Vollendung des *Guiskard* sich nach wie vor seinem Griff entzog. Wenn dem so ist — und zwei spätere Briefe sprechen dafür —, so ist auch der zweite Thuner Aufenthalt von grösster Wirkung; denn mit der *Penthesilea* erfüllt Kleist, was er mit dem *Guiskard* versprochen hatte: «eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst» — den Grundeinfall, das Archaische modern zu sehen.

Das Datum dieses Thuner Aufenthaltes lässt sich nur ungefähr festlegen. Ulrike berichtet in äusserster Knappeit über diesen dunklen Lebens-

abschnitt ihres Bruders, und ohne jegliche Datumsangabe. Sie erwähnt aber in ihrem Bericht die Werdecks. Adolphine von Werdeck führte ein Reisetagebuch, das genaue Daten enthält. Am 7. August 1803, so gibt sie an, machte sie bei Tisch die Bekanntschaft des Buchhändlers und Verlegers Gessner, eines Sohnes des Idyllendichters. Von ihm erfährt sie, dass Pfuel und Kleist lange in Bern auf die Werdecks gewartet, sich aber schliesslich nach Thun begeben hätten, um von dort aus mit ihnen weiterzureisen. Wenn man bedenkt, dass Kleist und Pfuel erst am 20. Juli die Reise von Leipzig aus angetreten hatten, muss geschlossen werden, dass nur ein Teil des Wegs zu Fuss bewältigt worden war, da sie offenbar bereits Anfang August in Bern waren. Es besteht kein Grund, Frau von Werdecks Orts- und Zeitangaben zu bezweifeln. Danach zu schliessen, kann aber kaum — wie Zolling annahm — von einem längeren Aufenthalt in Thun die Rede sein. Unter dem Datum vom 12. August berichtet sie von einer gemeinsamen Wanderung nach den Reichenbachfällen; einen Tag später finden wir eine äusserst wichtige Eintragung in ihrem Reisetagebuch; sie besagt, dass der *Guiskard* Kleist wieder nach Thun zurücktrieb:

Der unschlüssige Kleist hatte zehnmal uns versichert, er würde uns nach Schwyz begleiten, und zehnmal wieder gesagt, es ginge nicht an — endlich beschloss er, nach Thun zurückzukehren, um sein Peststück (ein Trauerspiel, das dünkt mich «die Numatia» heissen sollte) zu vollenden.

Jedoch kann auch dieser erneute Aufenthalt in Thun nicht von allzu langer Dauer gewesen sein; denn aus dem inzwischen leider verloren gegangenen zweiten Teil des Reisetagebuchs ging hervor, dass die Werdecks bereits am 21. August mit den Freunden in einem Gasthaus in Bellinzona wieder zusammentrafen, von dort gemeinsam die Reise fortsetzten und sich am 29. August in Crevola endgültig trennten, von wo Kleist und Pfuel nochmals nach Thun zurückkehrten. Dieser dritte Thuner Aufenthalt im gleichen Jahr muss der längste gewesen sein, denn von dort ging es wohl direkt nach Genf, von wo wir am 5. Oktober wieder von Kleist hören. Aber auch dieser Aufenthalt konnte den Kummer, der dem Dichter damals «fressend ans Herz nagte», nicht beseitigen — der *Guiskard* erwies sich als mächtiger. Kleist glaubte sich übermannt, und die scheinbare Niederlage war ihm furchtbar. Das Gedicht wird zur fixen Idee und führt ihn später — durch eine zunehmende Gemütskrankheit gesteigert — «wie von einer Furie getrieben . . . über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer». Er muss jedoch zweifellos, als er Thun für immer verliess und sich nach Genf begab, zuvor Gessner in Bern aufgesucht haben, denn am 5. Oktober berichtete er der Schwester: «Gessner hat mich nicht bezahlt, meine unselige Stimmung hat mir viel Geld gekostet» — ein äusserst wichtiger Hinweis in bezug auf den *Guiskard*. Es könnte sich daraus schliessen lassen, dass Kleist sich in seiner «unseligen Stimmung» mit dem Freund überworfen hatte und infolgedessen nicht bezahlt wurde. Wie bereits erwähnt, hatte Gessner ihm am 18. März 1802 das Honorar für die Familie Schroffenstein ausgezahlt; aus dem Brief an Wilhelm von Pannwitz von August 1802 aus Bern geht hervor, dass sich

dieser Betrag auf 30 französische Louisdors belief. Es kann sich nun in dem Streitgespräch entweder um einen Restbetrag für die *Familie Schroppenstein* gehandelt haben oder um eine Vorauszahlung auf den noch unvollendeten *Guiskard*. Da aber die Gessnersche Verlagsbuchhandlung zu diesem Zeitpunkt bereits bankrott war, hätte Kleist ohnedies, selbst wenn das *Guiskard*-Manuskript druckfertig vorgelegen hätte, nicht honoriert werden können.

Diese Enttäuschung trug dazu bei, die völlige Verzweiflung und Krise auszulösen, die Kleist bereits in Dresden befürchtet hatte. Seit achtzehn Monaten rang er mit dem Stoff, folterte seinen Genius in übermenschlicher Anstrengung, suchte das Unerreichbare zu erreichen, bis sich sein Geist verdüsterte. Die Erwartungen, die er in Wieland, den Freunden und der Familie hervorgerufen hatte, glaubte er nicht erfüllen zu können — und so versank er in Resignation und Todessehnsucht. In Genf verfasst er am 5. Oktober 1803 in einer Stunde äusserster Konzentration jenen herrlichen, tiefgreifenden Brief an Ulrike, in dem er dem qualvollen und vergeblichen Ringen um den *Guiskard* entsagt und sich als überwunden bekennt:

Der Himmel weiss, meine teuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnt: «mein Gedicht ist fertig». Aber, Du weisst, wer, nach dem Sprüchwort, mehr tut als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzurufen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, dass es genug sei. Sie küsst mir gerührt den Schweiß von der Stirne, und tröstet mich, «wenn jeder ihrer lieben Söhne nur ebenso viel täte, so würde unserm Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen». Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuss zu ihrer Bildung zumisst, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Töricht wäre es wenigstens, wenn *ich* meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muss, für mich zu schwer ist. Ich trete vor einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich, ein Jahrtausend im voraus, vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Empfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht . . .

Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes, oder gar keins.

Kleist verliess die Schweiz, das Land, in dem er zum Dichter geworden war, nur als ein scheinbar Geschlagener. Zwar hatte der *Guiskard* sich stärker erwiesen als sein Dichter, und er hatte mit ihm — so glaubte er wenigstens — eine Niederlage erlebt; jedoch war es eine jener Niederlagen, aus denen der Geschlagene, wenn er überlebt, als Sieger hervorgeht.

In Paris vertieft Kleist sich noch einmal in seinen *Guiskard*. Was aber seinem Geist so strahlend vorschwebte, verdüsterte nun sein Gemüt, und in äusserster Verzweiflung verbrannte er das Manuskript. Was sonst noch an Niederschriften in Paris verbrannt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis; ebensowenig wissen wir, ob die im Doppelheft des «Phoebus» für April/Mai 1808 veröffentlichten zehn Szenen dem in Paris verbrannten Manuskript identisch sind, ob er sie im Kopf behalten hatte, oder ob sie einen neuen Entwurf darstellten. Wie dem auch sei: auch in der uns überlieferten fragmentarischen Form gehört der *Guiskard* mit zu dem Vollkommensten, was auf dem Gebiet der dramatischen Kunst je geschaffen wurde. Kleists Zusammenbruch am *Guiskard* war von der gleichen Heftigkeit wie sein Zusammenbruch an Kant. Jedoch ist es leichtfertig und oberflächlich, aufgrund dieser geistigen Katastrophen den Dichter als pathologisch abzutun und demzufolge schliessen zu müssen, dass er nichts als pathologische Menschen geschaffen habe. Für die moderne Kleistforschung ist es noch nicht einmal von Interesse, wieweit Kleist Neurotiker war oder nicht; von Wichtigkeit ist nur, dass er seine Neurosen nicht sorgsam von der Aussenwelt abschloss, dass er seine rauschenden Feste nicht hinter verschlossenen Fensterläden feierte, sondern dass er diese Neurosen in schöpferischer Tat nach aussen kehrte, dass sie dichterischer Ausdruck wurden in den einmaligen Kleistschen Menschen: dem Guiskard, dem Prinzen, dem Kohlhaas, der Penthesilea, der Alkmene, in Toni und Käthchen. Kleist hat keinen neuen Mythos gebracht, wenn nicht den Mythos der menschlichen Seele. Die Wahrheit, die er kündigt, ist nicht die Wahrheit der Welt, sondern die Wahrheit einer einmaligen menschlichen Seele. Schicksal heisst für Kleist, der Wahrheit seines Wesens folgen zu müssen; in der Wahrheit des anderen zu leben, heisst für ihn — lieben; und lieben heisst, bedingungslos zu vertrauen. Und so schaut uns Spätgeborene der Dichter, der im Zeichen der Wahrheit starb, mit fragenden Augen an, da wir in der Verworrenheit unserer Zeit nicht müde werden, uns misszuverstehen.

Du aber, Thun, bist ausgezeichnet vor vielen Städten. Als ein Suchender kam Kleist zu Dir, als ein Um-sich-Wissender schied er:

Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So lässt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

(Goethe: Tasso, Z. 77—82)

Hessische Töpfergesellen in Heimberg

*Zu den Beziehungen zwischen hessischer und Berner Keramik
Von Wolfgang Gresky*

Heimberger Keramik

Wenn die Besucher des Thuner Schlossmuseums vom Rittersaal bis zur Höhe der Nagelfluh hinabsteigen, kommen sie in dem eindrucksvollen Kellerraum mit seinem mächtigen eichenen Unterzug und den drei Stützen¹ zu der vor etwa zehn Jahren dort aufgestellten Töpferei-Ausstellung. Gute Photographien mit inhaltsreicher Beschriftung, zahlreiche Beispiele der bäuerlichen Keramik aus Heimberg, vor allem ein hierher übertragener Töpferofen zum Brennen des Geschirrs verkünden viel von diesem Wirtschaftszweig. Kinder stehen immer wieder staunend vor der grossen Tonfigur² von 1865 «Wilhelm Tell mit seinem Knaben», während die Erwachsenen, besonders wenn sie Kenner sind, mit Freuden die Feinheiten des Dekors und der Farbgebung an den feinen Kunstwerken bewundern, die im Handel immer seltener zu erwerben sind und indessen hohe Preise erzielen.

Es ist sinnvoll, dass diese beachtliche Heimberg-Sammlung im Thuner Schloss untergebracht ist, in dessen Nähe dieses Töpferdorf liegt, leider sind wertvolle Einzelstücke oder sogar ganze Sammlungen auch nach auswärts gekommen, so dass man vor allem nach Bern und Wiedlisbach bei Solothurn gehen muss, wenn man solche Keramik sehen will, aber Einzelstücke sind auch bis Nürnberg (Germanisches Museum), Hamburg (Museum für Kunst und Gewerbe³), Cambridge und London gekommen⁴.

Von der Nachbarschaft Heimberg-Thun her ist es zu verstehen, dass die wissenschaftliche Würdigung dieses Kunstzweiges auch in Thuner Veröffentlichungen gefunden werden kann. So legte der Kustos des Schlossmuseums schon 1961 kurz nach der Aufstellung der Sammlung eine Arbeit «Ueber die Anfänge der Töpferei in Heimberg» vor⁵, wie er auch 1969 in seinem schönen Heimberg-Buch⁶ ein Kapitel über «Das Töpfergewerbe in Heimberg» brachte, dessen Wert besonders durch acht Bildtafeln erhöht wird, die einige schöne Stücke zeigen und Einblick in solche Töpferwerkstatt ermöglichen.

Die Heimberger Töpferei ist nur im Rahmen der Geschichte der gesamten Schweizer Keramik richtig zu würdigen. So wurde nachgewiesen, dass die erst im 18. Jahrhundert aufkommende Heimberger Töpferkunst von Lang-

¹ Bild des Raumes im Jahresbericht des Museums 1959 gegenüber S. 12

² Abgebildet Jahresbericht 1960 gegenüber S. 5

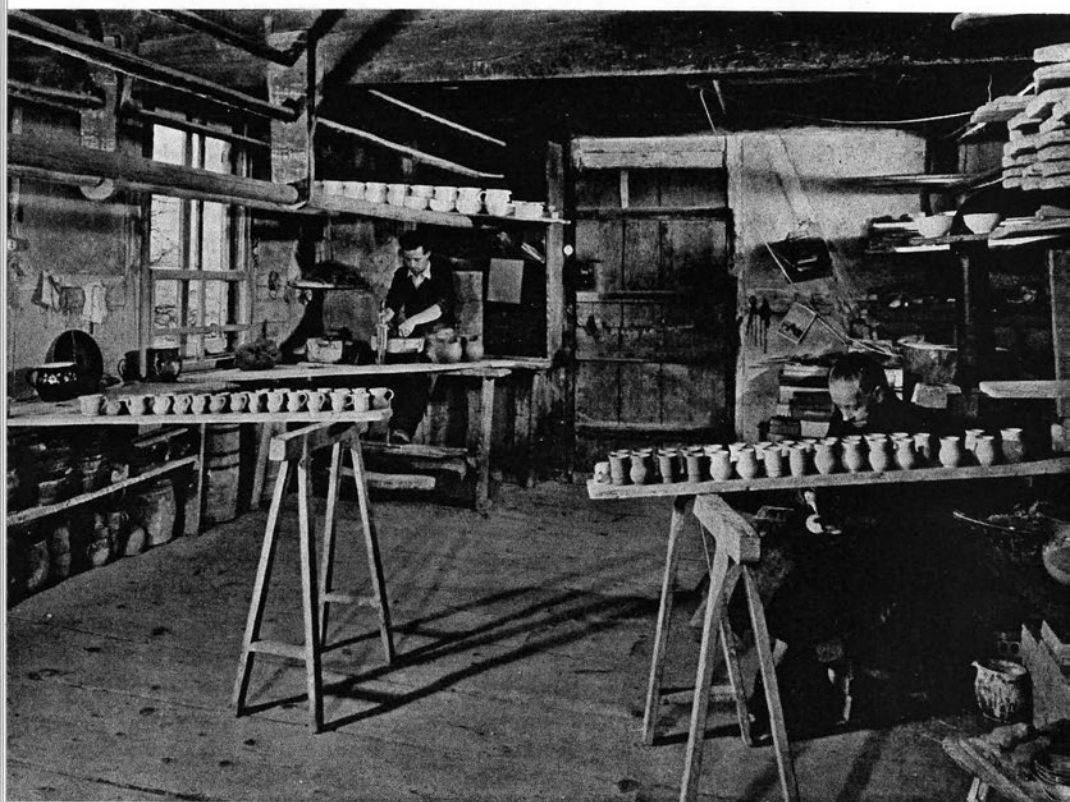
³ Katalog der Ausstellung der Sammlung Konrad Strauss, Alte deutsche Bauernschüsseln, Hamburg 1963

⁴ Wyss, Bauernkeramik S. 5

⁵ S. Literaturverzeichnis Buchs, Töpferei

⁶ S. Literaturverzeichnis Buchs, Heimberg

nau ⁷ her beeinflusst wurde. Was die alte Literatur erarbeitete ⁸, liegt nun seit 1966 in einer umfassenden wissenschaftlichen und zugleich verständlich geschriebenen Arbeit vor, die Robert L. Wyss ⁹ als eines der «Berner Heimatbücher» herausgab. Ueber «Berner Bauernkeramik» kann man nun durch die 58 Abbildungen und die 14 farbigen Bildtafeln mit ihren sauberen und eindrucksvollen Reproduktionen, wie vor allem durch die gut fundierten textlichen Ausführungen dieses Kenners Verständnis für Volkskunde und Töpferei gewinnen, so dass Laien im allgemeinen auf die alte Literatur verzichten können.



1) Töpferwerkstätte in Heimberg

⁷ Das Töpferei-Museum im Ort gehört also auch zu den für unsere Fragestellung wichtigen Stätten

⁸ S. Literaturverzeichnis, besonders Aeschlimann und Hoffmann-Krayer

⁹ S. Literaturverzeichnis Wyss, Bauernkeramik

Bernische und hessische Keramik

Immer schon hat man bei bodenständigem Gewerbe Beziehungen zu anderen Landschaften nachweisen können. Dass fremde Gesellen auf ihrer Wanderschaft die Technik und Art der Werke ihrer Heimat mitbrachten, gewann ebenso Bedeutung, wie die Tatsache, dass viele Töpfer Heimbergs ihre Frauen aus dem traditionsreichen Töpferort Langnau holten. Zudem fanden viele Waren weit über die Umgebung hinaus Absatz. Für den hessischen Töpferort Wanfried an der Werra ist für 1600 ein Absatz der Waren bis nach Bremen und Nordfriesland nachgewiesen, der allerdings durch den Wasserweg Werra-Weser begünstigt wurde¹⁰. Ganz entsprechend hatte ja auch die Aare-Schiffahrt ihre Bedeutung, wenn auch in Heimberg eine der vier Schiffermeisterschaften den Transport regelte. Unter den vielen Personen und Lasten, die in den sechs Sommermonaten 1825 befördert wurden, waren auch 34 Hutten Töpferwaren¹¹.

Für die Berner Keramik hat man Beziehungen zum Schwarzwald und zu Württemberg nachweisen können¹², und merkwürdigerweise stiess man auch auf das «Rätsel, dass Produkte der hessischen Töpferei den Berner Geschirren gleichen wie ein Ei dem andern»¹³. Als man nun nach Beziehungen zwischen Bern und Hessen suchte, fand man, dass Berner im 17. und 18. Jahrhundert nach Hessen auswanderten¹⁴. Da die hessische Töpferei aber wesentlich älter ist als die bernische — sie ist schon im 14. Jahrhundert nachgewiesen¹⁵ —, muss man eher mit einem Einfluss Hessens auf Bern rechnen. Als Kenner in Marburg daraufhin die Namen der Schweizer Töpfer prüften, fanden sie aber darunter nur einen hessischen¹⁶, so dass der Beweis für hessischen Einfluss auf diesem Weg nicht erbracht werden konnte.

Aber gerade für Heimberg ist für 1794 ein «Meister Martin Heil aus Hessen» bezeugt¹⁷, und wenn die Familie Heil als «ein Geschlecht der kleinen Gemeinde Thungschneit, die jetzt zu Heimberg gehört», bekannt ist¹⁸, dürfen wir das als Beispiel eines hessischen Töpfers ansehen, der in der Schweiz seine neue Heimat fand. Dass durch solche Meister die bernischen Töpferwaren noch mehr als durch kurzfristig hier arbeitende wandernde Gesellen «hessisch beeinflusst» wurden, ist verständlich. «Hessischen Einfluss» kann man als einheitliche Grösse voraussetzen. Während in alten Zeiten die einzelnen Töpferzentren Unterschiede aufwiesen, waren diese im 18./19. Jahrhundert alle zusammengewachsen, so dass eben die hessische Töpferei ein ziemlich einheitliches Bild bot.

¹⁰ S. Meyer-Heisig, Erich: Deutsche Volkskunst, 1954, S. 29

¹¹ Buchs, Heimberg S. 28

¹² Schwab, Geschirrinindustrie S. 70

¹³ Jahresbericht des Historischen Museums Bern 1915 S. 22, s. auch Schwab S. 67

¹⁴ Schwab, Geschirrinindustrie S. 67/69

¹⁵ Strauss, Töpferkunst S. 4

¹⁶ Schwab, Geschirrinindustrie S. 69

¹⁷ Ebenda S. 59

¹⁸ Auskunft Buchs

Interessant wäre es auch, die Bezeichnungen für Vertreter dieses Gewerbes zu untersuchen. In Hessen gab es für Topf die Bezeichnungen Hafner, Grope und ein vom lateinischen «olla» abgeleitetes Wort, so dass die Handwerker Hafner, Gröper oder auch Eulner genannt wurden.

Einen bedeutenden Beitrag zu solch hessisch-bernischen Beziehungen zeigte 1963 eine Ausstellung über Bauernkunst im alten Kornhaus in Wiedlisbach, wo der Arzt Dr. Obrecht eine bedeutende Sammlung Keramik zusammengetragen hatte, die für diese Ausstellung weitgehend durch Möbel und Hausrat (besonders Truhen) aus beiden Gebieten ergänzt wurde, besonders das Universitätsmuseum Marburg hatte reiche Schätze zur Verfügung gestellt. Der Verfasser ist dafür dankbar, dass der jetzige Betreuer der Sammlung in Wiedlisbach, Herr C. Gisep, ihm Kopien von Zeitungsberichten über diese Ausstellung zusandte, aus denen die Verwandtschaft der Motive und Gestaltung überzeugend deutlich wird.

Es ist zu verstehen, dass bei der Wichtigkeit solcher Fragen die Beziehungen zwischen hessischer und bernischer Töpferei auf mannigfaltige Weise untersucht werden müssen. Vor allem sollte vom erhaltenen Bestand her ein Vergleich durchgeführt werden. Das ist durch die Tatsache erschwert, dass die zahlreichen Gegenstände weithin verstreut sind, in Hessen müssten vor allem die Bestände der Museen in Kassel und Marburg untersucht werden. Einer der besten Kenner der hessischen Volkskunde und Keramik, der indessen verstorbene Professor Karl Rumpf in Marburg, hatte sich diese Arbeit vorgenommen, die meines Wissens nicht zustandekam¹⁹. Leider liegt auch zu wenig Bildmaterial vor, und zudem ist die Schwarz-Weiss-Wiedergabe in alten Werken²⁰ so unzulänglich, dass gerade über die so wichtige Farbgebung nichts erkannt werden kann. Ein Band über hessische Keramik, der dem Werk von Wyss²¹ gleichkommt, fehlt noch.

Ein anderer Weg, solche Beziehungen zwischen Hessen und der Schweiz nachzuweisen, ist durch geschichtliche, besonders familiengeschichtliche Forschung gegeben. Das ist der Ansatzpunkt des vorliegenden Beitrags, der auf eine hessische Töpferfamilie hinweisen will, aus der wandernde Töpfergesellen aus drei Generationen nach der Schweiz gingen.

Die hessische Töpferfamilie Pistor

(siehe Anlage 1: Töpferfamilie Pistor)

Der Verfasser, durch alljährliche Besuche dem Thuner Schlossmuseum eng verbunden, wie auch mit dem hessischen Raum um Marburg vertraut, war 1965 sehr erfreut, als er zufällig in einem Zeitungsaufsatz²² erste Spuren

¹⁹ Seine Arbeit über Marburger Geschirr (s. Literaturverzeichnis) war mir leider nicht zugänglich, so dass ich nicht weiss, wie weit dort die Beziehungen zu Bern berührt wurden.

²⁰ Beispiele dafür die Tafeln bei Strauss und Hoffmann-Krayer

²¹ R. L. Wyss, Berner Heimatbuch S. 100/103

²² S. Literaturverzeichnis Wissenbach, Brief

Marburger Beziehungen nach Thun fand. Als die Anschrift der Verfasserin dieses Zeitungsbeitrages erkundet war, führte ein Briefwechsel zu ihren früheren Zeitungsaufsätzen²³ und besonders zu ihrem Buch über die Stadt Gemünden, in der diese Töpferfamilie zuhause war. Schliesslich ermöglichte anregende persönliche Fühlungnahme ein Kennenlernen der kostbaren Bestände aus Familienbesitz im Original oder in der Ueberlieferung²⁴.

In dem nordostwärts von Marburg gelegenen Städtchen Gemünden an der Wohra betreute eine Töpferfamilie Möbus die städtische Ziegelhütte²⁵. In diese Familie heiratete 1797 der Töpfer Jörg Pistor ein, dessen Tätigkeit in Heimberg uns beschäftigt wird. Heute leben in Gemünden in der 6. Generation noch Namensträger der Familie und Frau Else Wissenbach, deren Mutter eine geborene Pistor war. Unsere Uebersicht²⁶ zeigt diese Zusammenhänge:



2) Platte, Heimberg 1786

²³ S. Literaturverzeichnis Wissenbach, Tagebuch

²⁴ S. Anlage 2, Dokumente der Familie Pistor

²⁵ Ausführliche Würdigung bei Wissenbach, Gemünden S. 107 ff.

²⁶ S. Anlage 1, Töpferfamilie Pistor

Während Christoph Pistor, dessen Vater von Rheinhessen nach Marburg eingewandert war, sich als Steinhauermeister in Marburg betätigte, wurde sein Sohn Georg Töpfer. Durch seine Einheirat in die Familie Möbus blieben auch sein Sohn, Enkel und Urenkel, in Gemünden wohnend, diesem Berufe treu.

Von Frau Wissenbach, die an der Geschichte ihrer Familie sehr interessiert ist, wurden die erhaltenen Dokumente durchgearbeitet und weitgehend im Druck vorgelegt²⁷. Diese lassen uns viel aus der Zeit wandernder Handwerksburschen lebendig werden, wie wir diese Welt auch aus den Liedern der «guten alten Zeit» kennen.

Jörg Pistors Wanderschaft 1782 – 1795

(siehe Anlage 3: Jörg Pistors Wanderweg)

Ueber Jörg Pistors Leben gibt uns hauptsächlich sein Tagebuch Auskunft²⁸. Er nennt es: «Meine Reise-Beschreibung benebst allerley Begebenheiten sowohl auf meiner Wanderschaft als in meinem Ehestande». Leider fehlen in diesem Manuskripte die Seiten 63—66 (Strassburg), und vor allem ist zu bedauern, dass es abbricht, als Pistor Schweizer Boden betritt, so dass gerade die uns interessierenden Kapitel von Heimberg als verloren angesehen werden müssen.

Georg Pistor wurde am 14. Januar 1763 in Marburg geboren. Sein Vater starb schon 1769. Die Mutter gab Georg im April 1778 bei dem Meister Heinrich Müller²⁹ in die Lehre, damit er das Töpferhandwerk erlerne. Als er 1781 Geselle wurde, hatte er Lust, in die Fremde zu gehen, aber erst 1782 konnte er das Einverständnis seiner Mutter finden, so dass er endlich am 29. Oktober 1782 — zunächst mit einem anderen Gesellen — seine 15 Jahre währende Wanderschaft antreten konnte.

In recht anschaulicher Art berichtet der aufgeschlossene 19jährige von seinen Abenteuern. Einmal hatten sie «einen Studenten zum Reisegefährten, der uns kurze Zeit machte, wo wir sehr vergnügt reisten». In Frankfurt «sperren sie Maul und Nasen auf», in Mainz staunten sie über die vielen Schiffe, in Strassburg über die 243 Brücken der Stadt. Sehr schön können manche Einzelheiten durch die Bilder der Gesellenbriefe veranschaulicht werden, wie das Darmstädter Beispiel unten zeigen wird.

Mit einer «Pelzkappe zu Weihnachten als Lohn» waren damals die Gesellen zufrieden. Die schönen Mädchen spielten auch ihre Rolle, wenn man im Gasthof einkehrte, oder die Töpferwitwen, mit denen man damals eine Werkstatt erheiraten konnte. Oft ertönten Wander- und Handwerkslieder, «Wir sungen eins, auf einer Bank sitzend», des Pfarrers Töchterlein schmunzelte, und seine Eltern nahmen kein Geld für die erfrischende Milch und das Frühstück.

²⁷ S. Literaturverzeichnis Wissenbach und Pistor

²⁸ S. Literaturverzeichnis Pistor, Tagebuch

²⁹ Er gehörte einer alten Töpferfamilie an, s. Strauss a. a. O. S. 34 und 37

Natürlich ist auch viel über die Töpferei und das Zünftige gesagt: dass man in Mainz «die Rheinische Fason» am besten fassen könnte, dass ein «ander Ton und Scheiben nebst Facon» üblich wäre, dass das «Grosse Geschirr machen» erst erlernt und die «Ofenarbeit» verschieden gehandhabt wurde. Solche Notizen würden uns ja gerade interessieren, wenn sie Heimberg betrafen.

Vier Jahre arbeitete Jörg Pistor bei dem Meister Martin Heil in Heimberg. Ob er schon vorher wusste, dass dieser sein Landsmann hier wirkte? Ob er deswegen hier Arbeit annahm? Dass Pistor auf dem Wege nach Hause acht Wochen in Bern arbeitete, sagt sein Gesellenbrief. Wo er zwischen seiner Strassburg- und Heimberg-Zeit, also von 1789—1791 weilte, ist leider gar nicht bekannt, wahrscheinlich verbrachte er diese zwei Jahre auch in der Schweiz. Ob etwa weit im Osten, in Berneck wie sein Enkel Konrad?

Ebenso anschauliche wie gewichtige Dokumente über diese Reise liegen ausser dem Tagebuche in den fünf Gesellenbriefen Jörg Pistor's vor. Weil der Wortlaut aller Urkunden nach festem Zunftbrauch fast gleich ist, genügt es, die Urkunde aus Thun im Wortlaut wiederzugeben, obwohl unsere nur nach Kopien angefertigten Abbildungen nicht alle Einzelheiten gut erkennen lassen. Alle fünf Gesellenbriefe wurden hier im Bild wiedergegeben, weil selten so viele Urkunden von einem Gesellen erhalten sind und weil ferner



auch die künstlerische Gestaltung diese Schreiben zu liebenswerten und anschaulichen Dokumenten macht. Freilich ist auch unsere Zusammenstellung der Gesellenbriefe Jörg Pistor's nicht vollständig. Er brachte noch mehr solcher «Kundschaften» mit nach Hause, wie solche Gesellenarbeitszeugnisse genannt wurden, die an jedem neuen Arbeitsplatz dem Jungmeister vorzulegen waren³⁰. Leider gingen die Urkunden von 1782 (Mainz), 1789 (Strassburg) und 1791 (Ort?) verloren.

Die Marburger Urkunde (Abb. 3) ist von Rokokoschnörkeln der Mozartzeit umgeben. Sie zeigt ein getreues Abbild der Stadt. Rechts sehen wir die Elisabethkirche, an der Jörgs Vater mit bei Erneuerungsarbeiten tätig war³¹. Ueber der Stadtkirche ragt auf dem Berg das Landgrafenschloss auf. Für die Töpferzunft aber besonders aufschlussreich ist am unteren Rand in der Mitte die Abbildung einer Zunftsitzung mit Truhe, Urkunde und Schreibgerät. So wie die Handwerksburschen zu beiden Seiten dieser Darstellung schritt auch Jörg Pistor 1782 fröhlich in die Welt, der Schweiz entgegen.

Auch der Frankfurter Gesellenbrief (Abb. 4) hat noch die Muschelornamente des Rokoko. In jenen Monaten des Jahres 1784, als Pistor hier arbeitete, schrieb Goethes Mutter im Haus am Grossen Hirschgraben manchen Brief an ihren Sohn in Weimar.



4) Gesellenbrief des Jörg Pistor aus Frankfurt, 1784

Klassizistisch-schlicht dagegen ist schon die Darmstädter Urkunde (Abb. 5). Das Monogramm im Wappenschild verkündet, dass damals Landgraf Ludwig IX. (1768—1790) regierte. Sicher durchschritt auch unser Töpfergeselle das Neue Tor (= F, Mitte unten). Die Anschaulichkeit der bildlichen Darstel-

³⁰ Wissenbach, Gemünden S. 184

³¹ Auskunft Wissenbach



5) Gesellenbrief des Jörg Pistor aus Darmstadt, 1787

lung legt nahe, an dieser Stelle einmal einen Auszug aus dem Tagebuch wiederzugeben³²: «Ich muss sagen, dass es mir in Darmstadt ausserordentlich gefallen hat. Das machten die zwei Hofhaltungen, da es abends öfter Lustbarkeiten gab, wegen öfters ankommenden Fürstlichen Herrschaften. Und das schöne Glockenspiel! Welches mich wegen seiner Annehmlichkeit bewog, anderthalb Jahr auf dem Boden des Hauses zu schlafen. Auch den schönen Herrngarten, der zum Vergnügen bis abends 9 Uhr offen blieb. Das schöne Exerzierhaus, darinnen 16 runde Oefen stunden, welche im Winter bei dem Exerzieren geheizt wurden. Ich wurde bei der Besichtigung versichert, dass an dem Hangwerk 60 Tausend Zentner Eisen wären».

Es lag nahe, für den Thuner Jahresbericht den Gesellenbrief aus dieser Stadt im Wortlaut wiederzugeben. An dieser Stelle braucht über das Stadtbild («bey Ludwig Bentely Kupferstecher in Bern, mit Hochoberkeitlichem Privilegio») nichts gesagt zu werden. Das Kirchlein von Scherzligen bildet zu den Bergen am rechten Aareufer einen wirksamen Schwerpunkt. Der Waisen-Vogt Johannes Engemann gehört diesem alten Thuner Geschlecht an³³. Das Waisenhaus stand damals in Steffisburg-Station (heute Burger-Spital). Da es unmittelbar an der Zulg-Brücke lag, an der eine Zollstation eingerichtet war, dürfte in der handschriftlichen Einfügung der Urkunde «bey der Zol-brug» zu lesen sein, was ohne diese Kenntnisse zunächst als nicht zu deutendes

³² Pistor, Tagebuch S. 143

³³ Das Folgende nach Auskunft Buchs und O. Widmer, Stadtarchiv, Thun



**WIR Obmann und ein Ehrsam
Handwerk derer**

in Loblicher Stadt Thun in der Hochmögenden
Schweizerischen Respublik BERN, bescheinen hiermit, das gegenwärtiger Gesell,
Namens *Jörg Pister* von *Marburg* aus *Hessen* gebürtig, so 32 Jahr alt, und von Statur *Mitelmässig*
auch *blunden* Haaren ist, bey uns allhier 4 Jahr-Wochen
in Arbeit gestanden, und sich solcher Zeit über treu, fleissig, still, friedsam und ehrlich, wie einem jeglichen Gesellen gebühret,
verhalten hat, welches Wir also attestieren, und deshalb unsere sämtliche Mit-Meistere diesen Gesellen, nach Handwerks
Gebrauch, überall zu fördern, geziemend ersuchen wollen. Thun den 22ten Hornung des Eintausend, Siebendhundert
95ten Jahrs

Obmann. *Johannes Engemann* alt *Martin Heil* Meister, wo obiger Gesell in Arbeit gestanden.
Martin Heil

6) Gesellenbrief des Jörg Pistor aus Thun, 22. Februar 1795

«Hol-brug» gelesen war. Alles passt zu dem Wissen der Kenner: Diese Brücke war die einzige Brücke ausserhalb der Stadt («ussen her») und lag zudem dem Töpferzentrum sehr nahe.

Jörg Pisters Gesellenbrief aus Thun vom 22. Februar 1795

Die kursiv gesetzten Wörter sind handschriftlich in das vorgedruckte Formular eingefügt.

WIR Obmann und ein Ehrsam Handwerk derer *Haffneren* in Loblicher Stadt Thun *bey der Zol brug ussen her* in der Hochmögenden Schweizerischen Respublik BERN,

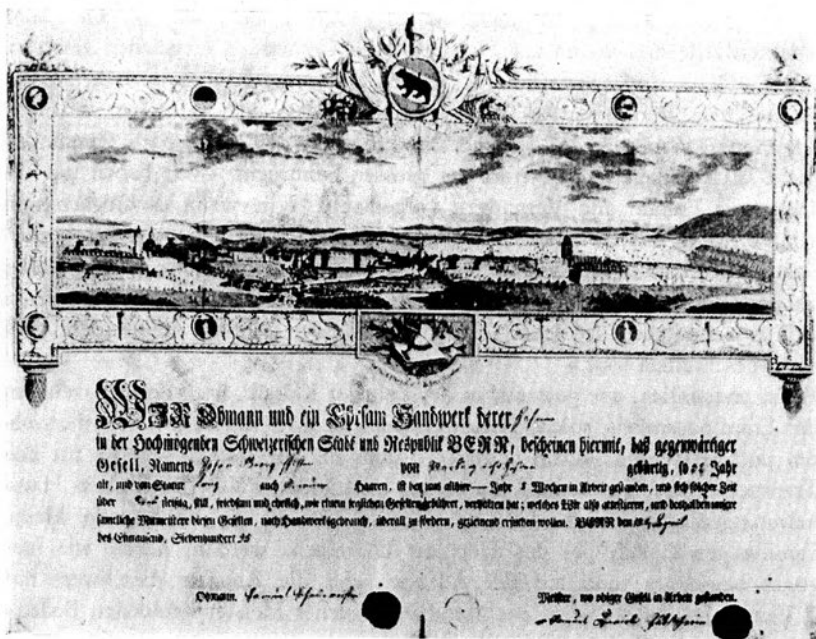
bescheinen hiermit, dass gegenwärtiger Gesell, Namens *Jörg Pister* von *Marburg aus Hessen* gebürtig, so 32. Jahr alt, und von Statur *Mitelmässig* auch *blunden* Haaren ist, bey uns allhier 4. Jahr-Wochen in Arbeit gestanden, und sich solcher Zeit über treu, fleissig, still, friedsam und ehrlich, wie einem jeglichen Gesellen gebühret, verhalten hat, welches Wir also attestieren, und desshalben unsere sämtliche Mit-Meistere diesen Gesellen, nach Handwerks Gebrauch, überall zu fördern, geziemend ersuchen wollen.

Thun den 22ten Hornung des Eintausend, Siebendhundert 95ten Jahrs.

Obmann. Meister, wo obiger Gesell in Arbeit gestanden

Johannes Engemann
Alt Weysen Vogt

Martin Heil



7) Gesellenbrief des Jörg Pistor aus Bern, 1795

Eindeutig klassizistisch durch seine antiken Motive ist die wunderbare Umrahmung des eindrucksvollen Bildes von Bern³⁴ mit seinen grossen Häusern und der gewaltigen Bergkette der Viertausender im Hintergrund. Bei einem kurzen Besuch im Staatsarchiv Bern konnten leider keine Akten über das «Ehram Handwerk der Häfner» gefunden werden, in denen etwa die Namen (Obmann Samuel Scheuermeister und Pistor's Meister Samuel David Fätscherin) zu finden gewesen wären.

Am 19. April 1795 verliess Jörg Pistor Bern, am 30. April kam er in Frankfurt an³⁵. Ob er nach Marburg zu seiner Mutter zurückkehrte oder gleich an anderer Stelle arbeitete, ist nicht genau bekannt. Da der 34jährige am 18. Juni 1797 durch seine Hochzeit mit Anna Margaretha Möbus zu Gemünden in diese Töpferfamilie einheiratete, ist anzunehmen, dass er nach seiner Rückkehr aus der Schweiz in Gemünden Arbeit fand.

Einen schönen Abschluss dieses Kapitels bietet ein Brief seines Bruders Peter, der erst 1769 nach seines Vaters Tode geboren war und, wegen seiner besonderen Begabung als Bildhauer ausgebildet, nach Lübeck verzogen war, wo er später auch starb. Dieser Brief vom 23. August 1797³⁶ ist schon an den «Häfner-Meister» George Pistor in Gemünden adressiert und bringt die Glückwünsche zur Hochzeit des Bruders in recht persönlichem Ton.

³⁴ Das Bild wurde schon wiedergegeben in Wissenbach, Gemünden Tafel 10, S. 113 und Wissenbach, Tagebuch Nr. 16

³⁵ Auskunft Wissenbach

³⁶ S. Anlage 2 Dokumente Pistor

Peter, obwohl sechs Jahre jünger als Jörg, hatte schon Frau und eine kleine Tochter. Alle drei waren zur Hochzeit nach Gemünden eingeladen gewesen, doch: «O! es sind so viele Berge, Täler, Wälder und Flüsse zwischen uns». In dieser empfindsamen Art wird entschuldigt, dass auch nach einer so langen Trennung (wohl seit 1782) eine Durchführung der Reise nach Gemünden nicht Wirklichkeit wurde, trotz der grossen Sehnsucht. «Wir haben uns ein Ideal von Freude und Vergnügen vorgemahlt! Wie, wenn es möglich sein könnte, wenn uns Gott noch die einzige Wonne dieses Lebens zuteil werden liesse, euch, meine Lieben, nur noch einmal zu sehen, uns untereinander kennenzulernen und zu umarmen! O! der blosser Gedanke hat schon so viel Annehmliches, ist schon eine Seligkeit, die sich nur empfinden, aber nicht beschreiben lässt.»

Es ist erstaunlich, wie gewandt in der Zeit der Klassik, nach den Jahrzehnten der Empfindsamkeit, solche Handwerksmeister ihre Muttersprache beherrschten und gestalteten. «Dein getreuer Bruder bis zur Asche» scheute für den Transport eines Geschenkes die vielen Umstände: «Was die kleinen Haushaltungsgerätschaften betrifft, so zuhause für die zu erwartende kleine Familie gewöhnlich bei der Hochzeit übermacht werden, haben wir hier etwas beigelegt», und auf der Adresse zeigt die Angabe «beschwert mit 2 Viertel Louisdors», dass das Handwerk solcher Meister «goldenen Boden» hatte.

Dietrich Pistor in Heimberg ca. 1825

Als zweites Kind wurde dem Hochzeitspaar von 1797 am 26. März 1802 ein Sohn geboren, der den Beruf des Vaters erlernte und auch auf Wanderschaft ging. Leider sind von ihm keine Dokumente auf uns gekommen, so dass wir nur die Familienüberlieferungen wiedergeben können³⁷. Diese besagt, dass Hermann Dietrich auch in Heimberg gewesen sei und die alten Leute erfreut gerufen hätten: «Der Sohn von Jörg ist da!» Aehnlich wird es dann eine Generation später wieder berichtet, als Dietrichs Sohn Konrad 1848 in Heimberg vorsprach, fast 60 Jahre, nachdem sein Grossvater dort gearbeitet hatte. Dietrichs Wanderung dürfte zwischen 1820 und 1825 zu datieren sein.

Von Dietrichs Bewährung im väterlichen Betrieb bis zu seinem Tode 1865 wissen wir aus der Geschichte Gemündens³⁸; leider geben uns aber keine Quellen Auskunft darüber, wie der in der Schweiz erworbene «Weltmännische Blick» nun auch Anregungen aus dem fernen Land verarbeitete oder wie Dietrich, falls er wie sein Vater längere Zeit in Heimberg gearbeitet haben sollte, dort hessischen Einfluss geltend machte.

An dieser Stelle sei Dietrichs Frau Johanna, geb. Wiederich (1806—1876) genannt, weil sie als Mutter Konrads diesem während seiner Wanderschaft besorgte Briefe schrieb, die wir unten zum Teil zitieren wollen. Auch von einem Berlin-Besuch 1861 ist ein inhaltsreicher Brief von ihr erhalten³⁹.

³⁷ Auskunft Wissenbach

³⁸ Wissenbach, Gemünden S. 108

³⁹ Wissenbach, Brief

(siehe Anlage 4: Konrad Pistors Wanderweg)

Der dritte in der Schweiz wandernde Töpfergeselle Pistor war Konrad, der von 1829–1904 lebte und nach seiner Rückkehr ebenfalls seiner Heimatstadt Gemünden und seinem Gewerbe treu blieb. Von ihm liegt ein reichhaltiges Dokument vor, dessen Daten wir im wesentlichen wiedergeben, ein «Wanderbuch», das im Pappband der Zeit 64 Seiten umfasst, denen nützliche «Meilen-Zeiger» angeheftet sind, die ganz entsprechend unseren Hilfsmitteln für Autofahrer die Entfernungen zwischen grösseren Städten wiedergeben. Interessant ist auch ein Verzeichnis der in den einzelnen Ländern geltenden Münzen. Vor dem eigentlichen Wanderbuch sind vier Seiten vorgeheftet, die in köstlich-moralischer Art «Väterliche Worte an reisende Handwerksgesellen» bringen. «Inhaber hat sein Handwerk unzünftig gelernt», bedeutet wohl, dass er als Meistersohn im väterlichen Betriebe ausgebildet wurde. Die Gültigkeit des Wanderbuches lief nur «bis 1849, wo Inhaber seiner Militärpflicht Genüge leisten muss». Ein Auszug aus der Zunftordnung (S. 4–6) ist für das Gewerbe interessant, während eine Verordnung von 1840 (S. 7–8) die politische Unruhe der Zeit widerspiegelt, wenn vor Anschluss an unerlaubte Verbindungen gewarnt wird. In der hessischen Heimat war ja dann tatsächlich Revolution, als Pistor unterwegs war.

Am 20. August 1847 wurde in der für Gemünden zuständigen Kreisstadt Frankenberg eingetragen: «Will morgen früh Wanderschaft antreten». Die von uns wiedergegebenen Daten bezeichnen jeweils den Tag der Abmeldung, bis zu dem hin in sechs Orten jeweils die Arbeitszeit lief, was mit den einfachen Worten «arbeitete hier» oder «war klaglos hier im Dienst» (Kuppenheim bei Rastatt) vermerkt wurde. In Steckborn bestätigte man am 31. Oktober 1848: «Producent hat seit letztem visa in Wagenhausen mit gutem Zeugnis gearbeitet».

Die Wanderstrecke könnte kartographisch klar dargestellt werden. Für die Schweizer Wege musste ich Auskunft erbitten⁴⁰, zumal ein paar Ortsnamen nicht gleich identifiziert werden konnten. Am 14. August 1848 wanderte Pistor von Basel südwärts nach Grellingen, das zweite Dorf im Amt Laufen. Von da erreichte er wohl über Breitenbach und den Passwang-Pass Balsthal und von da die Berner Grenze bei Niederbipp. Bis zu der Häusergruppe an der Kantonsgrenze Solothurn-Bern, der Dürrmühle, hatte der Wanderbursche ca. 35 km zurückzulegen. Am nächsten Tage wanderte er über Wiedlisbach — den Ort des heutigen Keramik-Museums — und durch Solothurner Gebiet wie die Stadt selbst, nach Krälligen, wo er wieder Berner Gebiet erreichte. Es war auch wieder eine tüchtige Tagesleistung von 25 km.

Während Ende August grosse Städte genannt sind, erreichte Pistor über Schaffhausen und Stein a. Rh. dann am Untersee das kleine Wagenhausen, wo er zwei Monate arbeitete. Der Weg nach dem St. Gallischen Berneck am Rhein (bei St. Margrethen) führte über St. Fiden-Tablat, den heute ein-

⁴⁰ Das Folgende nach Auskunft Buchs

gemeindeten Vorort im Ostteil von St. Gallen, und durch das Appenzeller Vorderland. Zügig wanderte Pistor im Sommer 1849 von Berneck über Donaueschingen und Frankfurt nach Hause.

Diese nüchternen Daten, zu denen leider nicht ein ausführliches Tagebuch tritt, finden an einer Stelle durch die Familientradition lebendige Ergänzung. Konrads Tochter erzählte ihrer Tochter⁴¹, was sie vom Vater wusste: Konrad Pistor, ein schöner Mann mit langen Locken, befreite sich am Rheinfall von Schaffhausen von seinem ihn plagenden Gürtel, den er trotz der teuren Silberschnalle in den Rheinfall warf.

Eine weitere menschliche Ergänzung zu den nüchternen Daten des Wanderbuches Konrad Pistor bringen uns zwei Briefe seiner Mutter, die beide im Jahre 1848 geschrieben sein müssen, aber leider keine Datierung bringen, so dass wir nicht genau wissen, wo sie den Sohn damals erreicht haben. Der erste Brief muss im Sommer 1848 geschrieben sein, weil die Mutter von revolutionären Umtrieben in Marburg und Kassel und von Krawallen in benachbarten Orten erzählt. Sie gibt dem Sohn nach diesen Erlebnissen aus der Revolutionszeit den Rat: «Lass vorgehen, was da will, lieber Konrad, lass Dich ja von niemanden überreden, jemanden ein Haar zu kränken, was Dich nichts angeht, wo sich schon so viele unglücklich gemacht haben. Warte Deinem Geschäft, wie Dir's zukommt, und damit fertig!»

Wie angebracht solch mütterlicher Rat war, merken wir, wenn wir uns ausmalen, was Pistor selber unterwegs erlebt haben dürfte. Vielleicht erreichte ihn dieser Brief in Kuppenheim bei Rastatt. Damals hatte Heckers «badi-scher Aufstand», den die Schlacht bei Kandern beendete, das Land erregt. Ein Jahr später war Kuppenheim Hauptquartier des preussischen Generals v. Gröbern. Von der Politik und Weltgeschichte aber zurück zu den menschlichen Worten der Mutter. Rührend klingt es, wenn sie zeigt, wie nahe sie sich dem fernen Sohn verbunden fühlt, den sie mit ihrem Segen begleitet: «So, liebes Konrädchen, habe ich mich heut Abend recht schön mit Dir unterhalten, und ist mir so wohl und zufrieden, als wärst Du bei mir und um mich herum. So lebe ferner fröhlich und zufrieden in Deinen Wanderjahren. Der liebe Gott sei Dein Führer, wenn Du von da weitergehst, und führe Dich in andre schöne Gegenden, wo Du recht viel Schönes siehst und lernst und auch annimmst, was Dir nützlich ist. So sei von Deinem Vater und mir herzlich gegrüsst. Und bleibe ferner mein lieber Konrad, und wenn Du der bleiben willst, dann weisst Du, was Du tun musst. Behalte lieb Deine Mutter Johanna Pistor».

Als dieser Brief wahrscheinlich im Mai 1848 nach Karlsruhe oder Kuppenheim geschrieben wurde, hoffte die Mutter noch, den Sohn in einem Vierteljahr wieder zuhause begrüßen zu können. So scheint der lange Weg über die Schweiz gar nicht von Anfang an geplant gewesen zu sein. Vielleicht brachte es dann gerade das Wandern in fremden Landen mit sich, dass Konrad sehr lange nicht nach Hause schrieb, was seiner Mutter grossen Kummer bereitete, wie ein zweiter erhaltener Brief klagt. Dieser dürfte im Dezember 1848 geschrieben sein, da von einem Schlachtfest gesprochen

⁴¹ Auskunft Wissenbach

wird und Hoffnung auf Rückkehr des Sohnes «in dem Neuenjahr» ausgesprochen ist. Der Brief Konrads, der endlich ein Lebenszeichen brachte, war wohl für Weihnachten gedacht, da er den Wunsch geäußert hatte, «die Feiertage mit uns zu halten».

Der Anfang des vierseitigen Briefes lautet: «Herzlich lieber Konrad! Dass Du so lange nicht geschrieben, hat mir den meisten Schmerz verursacht, ich glaubte Dich, Liebling, schon verloren und um Dich die schwarze Kleider tragen zu müssen, schreckliche Gedanken, auf die oder jene Art seist Du ums Leben gekommen, bis wir endlich Dein Briefchen erhielten, welches uns Dein noch liebes Leben und gutes Wohlsein verkündete. Lasse uns nicht wieder so lange warten auf einen Brief». Die letzte Seite des Briefes zeigt so recht, wie eine besorgte Mutter um den Sohn draussen in der Fremde bangt und mit der ganzen Familie für ihn da ist. Wir geben den rührenden Wortlaut wieder, zumal der Brief wahrscheinlich nach Berneck ging und ihr Gruss dem dortigen Meister galt.

«Das Auguste (hessischer Sprachgebrauch) hat Dir einen schönen Geldbeutel von Rot-schattierter Seide gehäkelt und will auch was nein sparen, bis Du kommst. Sollte Dir etwas vorfallen und Du seiest Geld benötigt, so schreib mir auch, bevor Du Deine Reise hierher nimmst. Schick ein Briefchen, so werde ich etwas nach Frankfurt schicken, wenn vielleicht Deine Schuh oder Stiefel nichts mehr nutzen oder das Reisegeld alle ist. Trag immer Sorge für Deine Gesundheit und nimm Dich nur inacht, dass Du durch eigene Schuld nicht krank wirst. Uebrigens muss ich Dich dem Allerhöchsten in Schutz befehlen. Er mag Dein liebes, gutes Herzchen leiten und führen die



Wege, die Du gehen sollst. Sei fleissig und zuvorkommend, gefällig gegen Herrn und Frau Meister und alle Angehörigen im Hause . . .»

Aus der Schweiz brachte Konrad Pistor ein kostbares Erinnerungsstück mit, das der Verfasser kürzlich bei Frau E. Wissenbach in Gemünden in Ruhe betrachten konnte. Es ist eine «Bouteille», eine farbig und kunstvoll gestaltete Trinkflasche aus Ton, die 2,5 cm stark, einen Durchmesser von 13,5 cm hat. Leider ist der Flaschenhals abgebrochen, wie auch die beiden Oesen für die um die Flasche laufende Schnur, an der ihr Besitzer sie um den Hals hängen konnte, wenn er auf Wanderschaft war. Da die Flasche nicht viel mehr als einen Viertelliter fasst, dürfte der Inhalt nicht für den Durst, sondern medikamentenartig zur Stärkung bestimmt gewesen sein.

Unsere Abbildung ⁴² zeigt die Vorderseite der Flasche, auf der über einem Bären der Name Konrad Pistor geschrieben steht. Die rundum laufende Inschrift ⁴³ lautet:

Lass, wenn wir trinken und wenn wir essen,
Uns Deiner Güte nie vergessen.
Durch Mässigkeit und frohen Mut
Gedeih uns alles noch so gut.

Die Rückseite hat die Umschrift:

Mädchen, Liebe und der Wein,
die müssen stets beisammen sein.
Denn ein Jüngling ohne Wein,
Und ein Mädchen ganz allein,
Das müssen zwei verrufne Dinge sein.

Da Pistor nur im August 1848 durch den Kanton Bern kam, die Flasche aber 1849 datiert ist, Pistor aber in allen Monaten des Jahres 1849 bis zu seiner Heimreise in Berneck weilte, ist anzunehmen, dass dieser Bär auch als Wappen dieser Stadt aufgefasst werden kann und nicht den Berner Bären meint. Es ist freilich bekannt, dass die Familientradition ⁴⁴ bei diesem «Abschiedsgeschenk von Freunden» anders denkt und vom «Berner Bären» und «eindeutig Thuner-Langnauer Arbeit» spricht.

Künftige Aufgaben

Hier müsste örtliche Forschung einsetzen. Sicher käme man bei der Suche nach Parallelen zwischen hessischer und Schweizer Keramik auch weiter, wenn man die Töpfersprüche vergleichen würde, die auf hessischen und Schweizer Gefässen zu finden sind. Nach Angabe des Töpfermeisters Ludwig Möbus aus Gemünden, der 1937 als 78jähriger starb, und nach münd-

⁴² Nach Wissenbach, Gemünden Tafel 27 S. 320, wo beide Seiten abgebildet sind

⁴³ Text nach Wissenbach, Gemünden S. 321

⁴⁴ Wissenbach, Gemünden S. 184. Nach H. Buchs stammt die Dekoration eindeutig aus Heimberg

licher Ueberlieferung in der Familie Pistor wurden solche Töpfersprüche zusammengetragen⁴⁵, von denen ein Teil auch auf Tellern belegt ist, die um 1800 von deutschen Töpfern in Pennsylvanien gefertigt wurden⁴⁶. Wie auf diese Art Beziehungen zwischen Nordamerika und Hessen bewiesen wurden, könnten auch solche zwischen Hessen und der Schweiz aufgezeigt werden.

Deshalb sollten Landes- und Orts-Kenner die Stätten wichtig nehmen, in denen Konrad Pistor arbeitete. Das ist Wagenhausen bei Stein (27. August bis 31. Oktober 1848) und Berneck (Mitte November 1848 bis zum 27. Mai 1849), während er merkwürdigerweise in Heimberg nur kurz Fühlung nahm. Dort konnten ja doch nur die ganz Alten noch von seinem Grossvater Jörg wissen, dessen Wirksamkeit im Ort 53 bis 57 Jahre zurücklag. Diese Alten aber sollen nach Familienüberlieferung auf die Nachricht hin: «Jörgs Enkel ist da!» schnell im Hause seiner Gastgeber zusammengekommen sein.

Kenner des Landes und des Töpfergewerbes müssten bei der Geschichte von Wagenhausen und Berneck ansetzen, um zu klären, welche Tradition in diesen Orten herrschte und ob weitere Beziehungen nach Hessen hin aufzuzeigen sind. In Berneck etwa — das der Reiseführer «ein altes Handwerkerdorf» nennt —, blühte seit langem die Töpferei. Interessant ist, dass diese im 19. Jahrhundert, also gerade in unserer «Pistor-Zeit», mit Heimberg Verbindung hatte, was sowohl durch Heiraten von Heimbergerinnen nach Berneck, wie auch durch gleiche Dekorationsmotive nachgewiesen werden konnte⁴⁷. Aus Liebe zu den Vorfahren und vom Wissen um deren Arbeit im Berner Lande her hatte E. Wissenbach⁴⁸ das schon einmal mit richtigem Empfinden für Konrads Grossvater so formuliert: «Jörg Pistor war viele Jahre im Berner Oberland und hat die Marburger Töpferkunst in Farbe, Form und Dekor nach dort verpflanzt».

Dass diese Behauptung durch eifrige Forschung noch überprüft und erhärtet werden muss, dazu sollte dieser Beitrag anregen, der den Schweizer Interessenten zunächst nur von der Geschichte einer hessischen Töpferfamilie her ein Beispiel für solche durch drei Generationen nachweisbaren Beziehungen aufzeigen wollte.

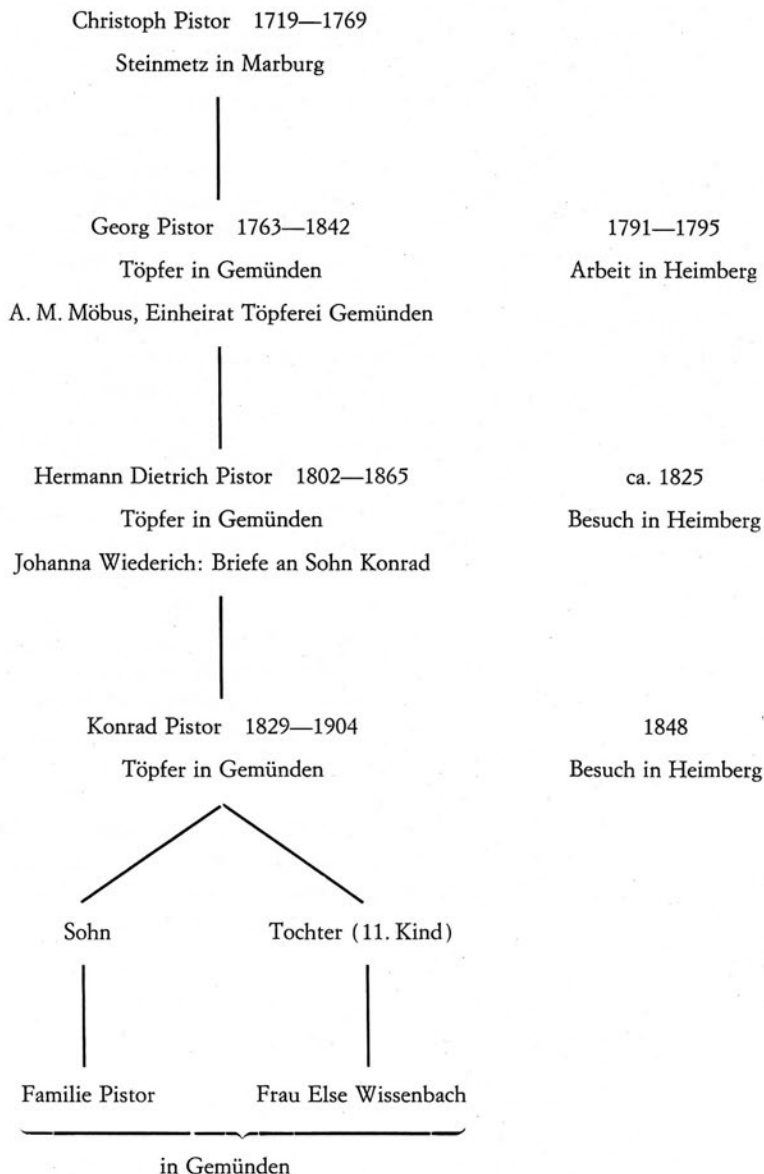
⁴⁵ Verzeichnet bei Wissenbach, Gemünden S. 319—321

⁴⁶ Aeschlimann, Langnau-Töpferei S. 16

⁴⁷ Auskunft Buchs

⁴⁸ Wissenbach, Gemünden S. 108

Anlage 1: Die Töpferfamilie Pistor



Anlage 2: Original-Dokumente der Familie Pistor

I. Im Besitz von Frau Else Wissenbach in Gemünden

- 1) Tagebuch Jörg Pistor 1782 ff.
- 2) Haushaltsbuch Jörg Pistor 1797 ff.
- 3) Brief des Peter Pistor 1797
- 4) Wanderbuch Konrad Pistor 1847 ff.
- 5) Bouteille des Konrad Pistor 1849
- 6) Briefe der Johanna Pistor 1848, 1861
- 7) Photo Konrad Pistor und Frau
- 8) Vier Gesellenbriefe für Jörg Pistor in Kopien

II. Im Besitz der Familie Pistor in Gemünden

- 9) Vier Gesellenbriefe für Jörg Pistor (Originale)
- 10) Bild Hermann Dietrich Pistor (Gemälde)

Anlage 3: *Wanderweg des Jörg Pistor 1782—1795
nach seinem Tagebuch und den Gesellenbriefen*

Datum	Stationen	Arbeitsort	Arbeitsdauer
1781	Marburg Gesellenprüfung		
* 29. 10. 1782	ab Marburg	Marburg	1 Jahr 5 Wochen
1. 11. 1782	an Frankfurt	Frankfurt	14 Tage
? 11. 1782	Mainz	Mainz	7 Monate
25. 6. 1783	nach Bierstadt (Wiesbaden)	Bierstadt	4½ Monate
10. 11. 1783	nach Frankfurt		
* 28. 12. 1784	ab Frankfurt	Frankfurt	1 Jahr 6 Wochen
* 24. 6. 1787	ab Darmstadt	Darmstadt	2½ Jahre
? 7. 1787	an Strassburg	Strassburg	1 Jahr 7 Monate
14. 2. 1789	ab Strassburg		
1789	an ?		
1791	ab ?	Schweiz ?	2 Jahre
* 22. 2. 1795	ab Thun	Thun	4 Jahre
* 19. 4. 1795	ab Bern	Bern	8 Wochen
30. 4. 1795	an Frankfurt		

* = Gesellenbriefe, s. Abb. 3—7

Anlage 4: *Wanderweg des Konrad Pistor 1847—1849*
nach seinem *Wanderbuch*

Abmeldung Tag	Ort	Arbeitsort	Arbeitsdauer
20. 8. 1847	Frankenberg		
22. 8.	Marburg		
25. 8.	Hanau		
17. 11.	Heidelberg	Heidelberg	2½ Monate
17. 12.	Karlsruhe	Karlsruhe	1 Monat
19. 12.	Rastatt		
8. 5. 1848	Kuppenheim bei Rastatt	Kuppenheim	4½ Monate
10. 5.	Baden		
7. 8.	Baden	Baden	3 Monate
14. 8.	Basel		
14. 8.	Grellingen		
15. 8.	Dürrenmühle		
16. 8.	Kräiligen		
17. 8.	Bern		
19. 8.	Thun		
22. 8.	Luzern		
23. 8.	Zug		
25. 8.	Zürich		
27. 8.	Schaffhausen		
31. 10.	Steckborn (Untersee)	Wagenhausen	2 Monate
14. 11.	St. Fiden-Tablat (St. Gallen)		
27. 5. 1849	Berneck	Berneck	6 Monate
31. 5.	Donaueschingen		
4. 6.	Frankfurt nach Hause		

Literaturverzeichnis

Auskunft Buchs = Schriftliche oder mündliche Auskunft durch den Kustos des Thuner Schlossmuseums, Herrn Gymnasiallehrer Hermann Buchs

Auskunft Gisep = Schriftliche Auskunft durch den Wiedlisbacher Tierarzt, Herrn Claudio Gisep

Auskunft Wissenbach = Schriftliche oder mündliche Auskunft durch Frau Else Wissenbach-Gemünden, die gute Kennerin der Geschichte ihrer Familie Pistor

Aeschlimann, Emil: Alt-Langnau-Töpferei, Bern 1928

Buchs, Heimberg = Buchs, Hermann: Heimberg. Aus der Geschichte der Gemeinde 1969

Buchs, Töpferei = Buchs, Hermann: Ueber die Anfänge der Töpferei in Heimberg und deren Eigenständigkeit, in: Historisches Museum Schloss Thun, Jahresbericht 1961, S. 5—12

Hoffmann-Krayer, E.: Heimberger Keramik, in: Schweizer Archiv für Volkskunde, Band 18, 1914, S. 94—100

Pistor, Georg: Tagebuch von 1782, herausgegeben von E. Wissenbach, in: Geschichtsblätter der Familie Pistor . . . Heft 10, 1940, S. 139—146

- Rumpf, Karl: Marburger Geschirr, in: Hessenkunst, Jahrbuch für Kunst- und Denkmalpflege in Hessen . . . 1925
- Schwab, Fernand: Beitrag zur Geschichte der bernischen Geschirrinindustrie, in: Schweizer Industrie- und Handelsstudien, herausgegeben von M. R. Weyermann, Heft 7, 1921
- Strauss, Konrad Die Töpferkunst in Hessen = Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 228, 1925
- Wissenbach, Brief = Wissenbach, Else: Aus einem Briefe der Johanna Pistor über ihren Besuch der Grossstadt Berlin 1861, in: Hessenland, Beilage der Oberhessischen Presse, Marburg, vom 16. August 1965
- Wissenbach, Gemünden = Wissenbach, Else: Vom Dorf zur Stadt. Hessisches Leben der Vergangenheit im Spiegel einer Stadtgeschichte von Gemünden a. d. Wohra, Kassel 1953
- Wissenbach, Tagebuch = Wissenbach, Else: Aus dem Tagebuch des Jörg Pistor, in: Hessenland, Beilage der Oberhessischen Presse, Marburg 1954/55 (1. Folge Nr. 46, 47, 49; 2. Folge Nr. 1; 12. Folge Nr. 15, 16)
- Wyss, Robert L.: Berner Bauernkeramik = Berner Heimatbücherei 100—103, 1966

Tierreste aus römischer Zeit vom Schwäbis (Gemeinde Steffisburg)

1961 und 1967 beim Bauen der Verbandsmolkerei Thun gesammelt

Von Franz Michel

Im Abschnitt «Kurze Fundberichte» des Jahresberichts 1962 des Historischen Museums Schloss Thun berichtet der Konservator *Hermann Buchs*: «Molkerei-Neubau Schwäbis: Die Aushubarbeiten an der bis 4 m tiefen, sehr grossen Baugrube führten besonders am Nordwestrand ständig kleinere Stücke von römischen Leistenziegeln und von Tuffquadern in vorwiegend 2—2,5 m Tiefe zutage. Trotz sorgfältiger Beobachtung kamen keine weiteren Funde zum Vorschein, und eine auffällige Häufung fand sich nicht. Es handelt sich beim Boden um reinen Flusskies, durchzogen von Sandschichten, Aufschüttungen der Kander und der Zulg, teilweise auch Ablagerungen der zurückgestauten Aare . . .» Während dieser Arbeiten, im November 1961, übergab mir Herr Buchs vier ansehnliche Knochen des Rindes. Sie wurden in der Tiefe im gleichen Bereich wie das Material aus römischer Zeit gefunden.

Am 28. Dezember 1967 erschien im «Thuner Tagblatt» eine kurze Einsendung «Neue Spuren römischer Besiedelung im Schwäbis. Dank der Aufmerksamkeit des Trax-Maschinisten Fritz Baumann gelang es, in der Baugrube für die Molkereierweiterung (etwa 80 m nordwestlich der ersten Fundstelle) im Schwäbis eindeutige Spuren römischer Besiedelung festzulegen. Rund 60 cm unter der ehemaligen Oberfläche erschien mit einer grossen Ausdehnung, festgestellt sind bis jetzt gegen 300 Quadratmeter, eine durchschnittlich 15 cm mächtige schwarz-graue, sehr zähe Kulturschicht. In ihr fanden sich unzählige Ziegelbrocken eindeutig römischer Herkunft. Die Verschiedenartigkeit der Reste, es handelt sich um Dachziegel, Bodenplatten, Röhren für eine Warmluftheizung, Wandplatten, aber auch Gefässscherben sind vertreten, lässt auf ein grösseres Bauwerk schliessen. Doch fehlen bis jetzt Spuren von aufsteigendem Mauerwerk oder von Fundamenten vollständig. Starke Verkohlung, geschmolzene Metallreste und Schlacken dürften auf eine Brandkatastrophe hindeuten, um so mehr als kleinere Holzreste und Nägel eine teilweise Holzkonstruktion nahelegen. Tierknochen und Zähne sind ebenfalls vertreten. Der schönste Fund ist bis jetzt ein grosser eiserner Schlüssel. H. B.» Im Jahresbericht des Thuner Museums für das Jahr 1967 ist dieser Schlüssel zusammen mit Nägeln und Topfscherben abgebildet. Der Berichterstatter ergänzt die Ausführungen ungefähr obigen Inhalts folgendermassen: «. . . Damit drängt sich der Schluss auf, der Ort liege im Bereich eines römischen Präfurniums, das zu einem grösseren Gebäude, wohl zu einem Gutshof gehörte . . .»¹

¹ Das Präfurnium ist die Feuerstelle des mit warmer Luft geheizten römischen Gebäudes; auf der hintern Seite des Hauses gelegen, war es oft dem Platz benachbart, wo allerlei Abfall liegen blieb.

Im Bericht für das Jahr 1968 wird die Fundstelle nochmals kurz erwähnt: Beim Anlegen von Kanalgräben über den Platz zwischen den Molkereigebäuden wurde die Schicht mit Kohleneinschlüssen und Bruchstücken römischer Ziegel wieder angeschnitten, ohne dass nennenswerte Funde geborgen werden konnten.

Auch die im Dezember 1967 gesammelten Tierreste wurden mir von Herrn Buchs zum Studium übergeben. Es sind, jeden Splitter mitgezählt, bloss 25 Stück.

Die vier grossen Knochen aus etwa 2,5 m Tiefe sind hell gelblich-braun mit dunkleren Flecken; die später, bloss etwa 60 cm unter der Oberfläche gesammelten Stücke sind entweder beinahe einheitlich braun oder, stark zersplittert, auf der ehemaligen Aussen- wie Innenseite auf hellerem Grund reichlich russig gefleckt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Funde von Ziegelbruchstücken, Topfscherben, eines Schlüssels usw., obgleich geringen Wertes, klar für die Herkunft aus römischer Zeit sprechen. Ihre Lagerung in zwei so verschiedenen Bodentiefen ist rätselhaft. Hier sei ein Erklärungsversuch angedeutet:

— Die gefundenen Materialien mögen ungefähr gleich alt sein.

— Zur Zeit, als sie als Abfall hingeschüttet wurden, war diese Uferlandschaft der Aare in der Höhe kräftig gegliedert. Es ist denkbar, dass die grossen Knochen, um sie wegzuschaffen, in ein nahes Altwasser des Flusses geworfen worden sind. Diese Stelle wurde später durch überraschend gewaltige Hochwasser der rechtsufrigen Bächlein aus dem Nagelfluhgebiet und durch die Kander mit Kiesen und Sanden überschüttet.

Lage des Fundortes: Landeskarte der Schweiz 1:25 000, Blatt 1207; 613 800 / 179 150.

Herrn Buchs danke ich herzlich für das Material; ebenso danke ich Herrn Dr. H.-R. Stampfli vom Naturhistorischen Museum Bern für sein helfendes Interesse.

Die Tierreste

I. HAUSTIERE

Das Hausrind

a) die Knochen vom Jahr 1961 aus 2,5 m Tiefe
Schulterblatt 2 Bruchstücke links

	Schwäbis 1	Schwäbis 2	Engehalbinsel, Bern (Stampfli, 1961)	Hüfingen (Dannheimer, 1964)
Kleinste Länge am Hals	61,5	54,0	62	n 285 39—72 Mw. 55,2
Länge der Gelenkfläche	63,5	(65)		n 255 44—80 Mw. 62,0
Breite der Gelenkfläche	(56)	(52)		n 244 37—66 Mw. 51,1

In der Variationsbreite der Scapulae erwachsener Rinder von der römischen Zivilsiedlung Hüfingen (bei Donaueschingen) liegen die beiden Beispiele vom Schwäbis in der Mitte oder leicht darüber. Das grössere Fragment mag einem Bruchstück von der Engehalbinsel entsprechen.

Auch ein Oberschenkelknochen links mit einer Länge vom Gelenkkopf aus von 372 mm und ein Schienbein links mit der Länge von 374 mm sprechen für ein mittelgrosses Rind.

b) alle nun zu besprechenden Tierreste stammen von den Bauarbeiten des Jahres 1967 aus etwa 60 cm Tiefe.

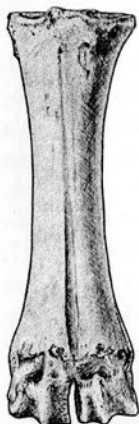
Dem ersten Backenzahn M_1 des Unterkiefers rechts ist die hintere Wurzel abgebrochen; sie fehlt. Seine Länge von 22,5 mm und die Breite von 15,5 mm weisen ihn einem mittelgrossen (bis kleineren?) Rind aus römischer Zeit zu.

Die folgenden sechs Bruchstücke oder Splitter sind so beschaffen, dass man an Teilen von Gelenkpfannen, kennzeichnenden rauhen Stellen der Oberfläche für Muskelansatz oder wenigstens an der Stärke des Diaphysenstückes Teile der Speiche, der Elle und Speiche oder des Oberschenkelknochens oder mindestens die Art erkennen kann.

Unter den Tierresten des Jahres 1967 gibt es nur zwei vollständige Knochen. Einer ist der Mittelhandknochen (Metacarpus) rechts des Rindes. Er soll hier mit Beispielen anderer Fundstellen — in der Grösse ungefähr entsprechend oder dann sehr gegensätzlich — verglichen werden.

Mittelhandknochen	Schwäbis	Manching (G. Dürr, 1961)	Abodiacum (J. Boessneck, 1964)			Lauriacum (H. Baas, 1966)
1 grösste Länge	216	157—196 221	211	213	217	172,5—227 218
2 grösste Breite proximal	67,3	65	64	66	—	65,5
3 grösste Breite distal	67,9	66,5	(65,5)	68	77	—
4 kleinste Breite der Diaphyse	37	34,5	35	34	42	38,5
Index I (= 4 in % von 1)	17,1	15,6	16,6	16,2	19,4	17,7
Index II (= 2 in % von 4)	182	188	183	194	—	171
Index III (= 3 in % von 4)	184	193	186	200	183	—
Geschlecht	Ochse	Ochse	Ochse	Ochse	Stier?	Ochse

Im keltischen Oppidum bei Manching — südlich der Donau, nahe bei Ingolstadt — hielt man Rinder, wie es in der späten Latène-Zeit Brauch war. F. Schneider, 1958, fand Mittelhandknochen von 160—199 mm Länge. Einer jedoch, 218 mm lang fiel aus diesem Rahmen. Der Autor schreibt dazu: «Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört er einem Ochsen, der durch die Römer importiert wurde.» Schneider hat die ansehnliche Widerristhöhe von 140



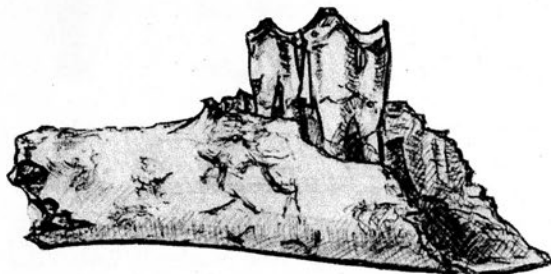
Mittelhandknochen rechts des Rindes. Masse in der Tabelle.

bis 145 cm errechnet. *G. Dürr*, 1961, teilt die weiteren Ergebnisse der Arbeit an den Manchingen Rinderresten mit. Sie fand wieder Zeugnisse für die Ochsenhaltung. Der längste Metacarpus ist in der Tabelle aufgeführt. *Joachim Boessneck*, 1964, beschreibt für Abodiacum, die Siedlung auf dem Lorenzberg bei Epfach lange Mittelhandknochen von einem fraglichen Stier und von Ochsen. Und in der Publikation über die Rinder von Lauriacum — Lorch an der Mündung der Enns in die Donau — berichtet *H. Baas*, 1966, von weiteren Ochsen-Metacarpen. Es ergibt sich, dass der Mittelhandknochen vom Schwäbis durch seine Länge und die übrigen Abmessungen dafür zeugt, dass hier das Rindvieh auf römische Weise gehalten wurde. Ochsen waren die kräftigen Zugtiere; geschlachtet gaben sie einen grossen Ertrag.

Schaf und Ziege

Ein Unterkieferfragment links beginnt beim Hinterrand des Foramen mentale, enthält das Fach des zweiten Prämolaren und den dritten und vierten Prämolaren als einzige Zähne, ferner noch die Innenwand des Faches für den ersten Molaren. Da das Anschwellen des Kieferkörpers beim Schaf vorne bei den Prämolaren einsetzt, spricht der schlanke Umriss eher für Ziege.

Ferner gibt es, ebenfalls zu einem Unterkiefer links gehörend, die Molaren 1, 2 und 3; besonders M_3 scheint eher in eine Schafmandibel zu passen. Endlich ist noch ein Oberkiefermolar zu erwähnen, vermutlich M^2 rechts.



Bruchstück eines Unterkiefers links, vermutlich der Ziege. Natürliche Grösse.

Ein kleines Bruchstück eines Unterkiefers links umfasst den dritten Mahlzahn. Dieser misst in der Krone, die stark abgenutzt ist, 33,1 mm. *E. Kubn*, 1932, erwähnt einen M_3 unten links. «Länge 34 mm, ca. 2—3jährig, mit anderen Tierresten bei «Ausgrabungen der Fundamente eines gallo-römischen Bauernhauses in Oerlingen» (*D. Viollier*) im Bezirk Andelfingen gesammelt. Für diesen M_3 fand *F. Lubmann*, 1965, unter den Tierresten aus der Römerstadt auf dem Magdalenberg bei Klagenfurt folgende Variationsbreite: n 147, Min. 25, Max. 36,3, Mittelwert 30,9 mm. Unser Beispiel liegt über dem Mittelwert der Eber (30,7 mm) wie auch der Säue (29,8 mm) vom Magdalenberg. Beinahe übereinstimmende Werte teilt *O. Nanninga*, 1963, für Manching mit.

Ebenfalls aus dem Unterkiefer links stammen ein M_1 und ein M_2 , vermutlich zu einem kleineren Tier gehörend. Auch ein Schulterblattfragment links ist eher klein. Mit einer kleinsten Halslänge von 20,4 liegt es unter den bekannten Mittelwerten; es stammt von einem nicht ausgewachsenen Tier.

Ferner gibt es die Bruchstücke einer Elle proximal und eines Beckens.

II. WILDTIERE

Einzig der *Hirsch* ist vertreten durch ein Rollbein, ein Mittelfussbruchstück und vielleicht noch durch ein nicht einzuordnendes Bruchstück einer Diaphyse.

Der Talus (= Astragalus oder Rollbein) links ist wohl an Ecken und Kanten leicht berieben, ist aber mit dem schon beschriebenen Metacarpus der einzige ganze Knochen. Unter den verfügbaren Vergleichsmöglichkeiten benützte ich die Darstellung von *J. Geringer*, 1967, über die Paarhufer ohne die Bovini der Heuneburg-Grabungen 1959 und 1963.

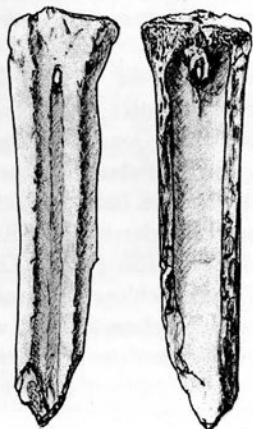
Talus	Heuneburg (frühkeltisch) bei Hunderringen		Schwäbis	
Grösste Länge lateral	60 —57	...	55 —52,5	53,5
grösste Länge medial	57 —53	...	51 —49	50,5
grösste Dicke lateral	(31) —30,5	...	29 —28,5	29,5
grösste Dicke medial	34 —	...	30,5—29,5	30,5
Breite des Caput	37,5—35	...	32,5—33	32
Geschlecht	männlich		weiblich	weiblich

Das Metatarsus-Fragment rechts besteht aus dem durch Längsspalten entstandenen dorsalen Teil eines proximalen Endes. Seine proximale Breite, das einzige, was messbar ist, muss von 30,4 ergänzt werden auf 32 oder gar



Rollbein oder Talus links des Hirschs.
Masse in der Tabelle.

33 mm, denn die Gelenkfläche ist aussen nicht vollständig und der Knochen ist stark berieben. Das Stück lässt sich am Ende der Metatarsen-Reihe von 40,5—33,5 mm anfügen, wie sie *M. Fruth*, 1966, von der keltisch-römischen Stadt auf dem Magdalensberg vorstellt. Es mag etwa dem schwachen Metatarsus von Cambodunum (Kempten) entsprechen — grösste Länge 267 mm von dem *J. Boessneck*, 1957, sagt, es dürfte sich um den Rest eines weiblichen Tieres handeln.



Bruchstück eines Mittelfussknochens rechts
des Hirschs. M 1:2.

Diese Funde vom Hirsch passen gut in das Bild der vorgeschichtlichen und auch der römischen Jagd.

Abschliessend kann festgehalten werden, dass bei diesem vergleichenden Beschreiben der Funde vom Schwäbis sich jedes messbare Stück ausgezeichnet den schon bekannten Darstellungen römischer Tierreste anfügen lässt.

Dieses Gebiet dicht unterhalb von Thun am rechten Ufer der Aare hatte zuzeiten gewiss fast so sehr unter Wassernöten zu leiden, wie die niedrigen flachen Teile am alten Kanderlauf von Allmendingen und Uetendorf. Der Grund, der beim Ausheben von Baugruben zutage kommt, spricht dann für starke Ueberschwemmungen, wenn in der Tiefe die bläulich grauen Kiese, Sande und Lehme der Kander angetroffen werden. In Wechsellagerung, häufig jedoch darüber, folgen die eher bräunlich-grauen Sande und Schotter des rechtsufrigen Nagelfluhgebietes. Die neolithische Siedlung an der Markt-gasse in Thun, knapp 800 m von der Fundstelle im Schwäbis entfernt, lag nach der Darstellung von P. Beck, 1931, an einem Aarearm. Etwa 2—2½ m unter der Oberfläche stiess man auf die Kulturschicht und traf beim Ausheben der Grube auf die eben angeführten Lockergesteine. Diese Sachlage entspricht jener der tieferen Fundschicht im Schwäbis. Mit Recht weist Beck darauf hin, wie heute noch bei heftigen und länger dauernden Regengüssen die aus dem waldigen Nagelfluhgebiet kommenden Thuner Bächlein, der Kratzbach und der Göttibach, in der Aare Schuttkegel anhäufen, die von der Strömung des Flusses dann einebnend verlagert werden. So bleibt das in steiler Deltaschichtung vom Zufluss aufgeschüttete Gestein endgültig viel flacher geschichtet liegen. In solcher Weise konnten die Fundschichten im Schwäbis allmählich verschüttet worden sein, einerseits vielleicht vom Kratzbach, anderseits von einem Gewässer, das dem Namen nach in üblem Rufe stand, nämlich vom Bösbach. Der an den Tierresten haftende Sand ist bräunlich-grau gefärbt, er stammt vermutlich aus dem Nagelfluhgebiet.

In römischer Zeit, so ist es denkbar, konnte das Schwäbis «seit Menschen-gedenken» zum Siedeln und Bewirtschaften geeignet erschienen sein, so wie viel später auch wieder.

In den Zeiten des alten Bern wurden in der Landschaft die Steuern als Zehnten eingezogen. Es gab beispielsweise den Gewächszehnten, der grosse erfasste das eingebrachte Getreide, der kleine Obst- und Gemüse-Erträge. Nach Chr. Schiffmann, 1917, wurde im Jahr 1726 das Steffisburger Ackerbaugebiet in den Bezirk rechts der Zulg und den viel grösseren links der Zulg unterteilt. 1742 wurde der grössere Zehnten, abgegrenzt durch die Bernstrasse, zweigeteilt. So entstand als dritter Bezirk der Schwäbiszehnten. Die Obrigkeit hatte in diesem 18. Jahrhundert vom Thuner Schloss aus wohl etwa auf die hochgehende und daher grosse Sorgen bereitende Aare zu blicken; mit Befriedigung aber ruhte das Auge auf den Feldern des Schwäbis, wo das in der Sommerhitze reifende Gwächs einen guten Zehnten abzuwerfen versprach.

Auf der ersten Ausgabe des Blattes Nr. 353 des Topographischen Atlas der Schweiz im Massstab 1:25 000 vom Jahr 1876 zieht die Isohypse 560 von der Pulverstampfe und der Glättemühle am untern Lauf des Steffisburger Mühlebaches aareaufwärts durch das Gebiet der heutigen Verbandsmolkerei. Nach Schiffmann wurde die Pulvermühle am Mühlebach um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Betrieb genommen. Sie flog zwischen 1747 und 1860 mehrmals in die Luft. Dabei kamen zweimal Angehörige und Mitarbeiter des Pulver-

müllers ums Leben. Diese Unglücksfälle sind sehr zu bedauern, und der Steffisburger Betrieb wurde daher aufgegeben. Immerhin beweisen sie, dass das Pulver am Trockenem war.

Diese vielleicht überraschend besseren Seiten des Schwäbis bedenkend, wird man finden, der Landwirt, der sich zur Zeit der Römer im Rahmen der übrigen Besiedlung dort niederliess, sei wahrscheinlich gar nicht so übel beraten gewesen.

Benützte Literatur

- Baas Helga*, 1966: Die Tierknochenfunde aus den spätrömischen Siedlungsschichten von Lauriacum I. Die Rinderknochen. Inaug.-Diss. med.-vet. Fak. München.
- Beck Paul*, u. and. 1930: Der neolith. Pfahlbau Thun. Mitt. Natf. Ges. Bern.
- Boessneck Joachim*, 1957: Cambodunum Forschungen 1953 usw. — 5. Tierknochen.
- Boessneck Joachim*, 1964: Die Tierknochen aus den Grabungen 1954—1957 auf dem Lorenzberg bei Epfach. Studien zu Abodiacum-Epfach. München.
- Boessneck J., Müller H.-H. u. Teichert M.*, 1964: Osteologische Unterscheidungsmerkmale zwischen Schaf u. Ziege. Kühn-Archiv, 78. Bd. Halle-Wittenberg.
- Dannheimer Friedrich*, 1964: Die Rinderknochen der römischen Zivilsiedlung in Hüfingen (Ldkrs Donaueschingen). Badische Fundberichte. Freiburg i. Br.
- Dürr Gertraud*, 1961: Neue Funde des Rindes aus dem keltischen Oppidum von Manching. Studien an vor- und frühgeschichtlichen Tierresten Bayerns XII. München.
- Fruth Michael*, 1965: Tierknochenfunde aus der Stadt auf dem Magdalensberg bei Klagenfurt in Kärnten IV. Die Wiederkäuer ohne die Bovini. Kärntner Museumsschriften XLI. Klagenfurt 1966.
- Geringer Jürgen*, 1967: Tierknochenfunde von der Heuneburg, einem frühkeltischen Herrnsitz bei Hundersingen an der Donau. (Grabungen 1959 und 1963.) Die Paarhufer ohne die Bovini. Naturwiss. Untersuch. z. Vor- u. Frühgesch. in Württemberg u. Hohenzollern. 5. Stuttgart.
- Kuhn Emil*, 1932: Beiträge zur Kenntnis der Säugetierfauna der Schweiz seit dem Neolithikum. Revue Suisse de Zoologie. T. 39. Genève.
- Lubmann Folker*, 1965: Tierknochenfunde aus der Stadt auf dem Magdalensberg bei Klagenfurt in Kärnten III. Die Schweineknochen. Kärntner Museumsschriften XXXIX. Klagenfurt.
- Nanninga Onno*, 1963: Neue Funde des Schweines aus dem keltischen Oppidum von Manching. Studien an vor- und frühgeschichtlichen Tierresten Bayerns XV. München.
- Schiffmann Christian*, 1917: Dorf und Landschaft Steffisburg im Laufe der Jahrhunderte. Bern.
- Schneider Franz*, 1958: Die Rinder des Latène-Oppidums Manching. Studien an vor- und frühgeschichtlichen Tierresten Bayerns V. München.
- Stampfli Hans-Rudolf*, 1961: Die Tierwelt der kelto-römischen Siedlung «Engelhalbinsel» bei Bern nach den Grabungen 1956, 1957 und 1959. Jahrb. d. Bernischen Historischen Museums in Bern XXXIX. u. XL. Jahrg. Bern.

Beobachtungen und kurze Fundberichte

1. Im Sommer erfolgten in der Umgebung der Kirche Amsoldingen anlässlich der Erneuerungen der Pfrundscheune, des Pfarrhauses und der Dependenz grössere Bauarbeiten. Die Aushübe ergaben, dass das ganze Areal starke Aufschüttungen von älterem Bauschutt aufweist. Dies wurde besonders auch bei der Hinterfüllung der Stützmauer längs der Strasse nach Uebeschi vor dem Chor und der Krypta der Kirche festgestellt. Stücke von Belang wurden keine geborgen.

2. Beim Umgraben fand Herr E. Jegerlehner, Gefangenenwärter, im Garten zwischen Regierungsstatthalteramt und Abzugshaus auf der Oberfläche eine Silex-Spitze. Es handelt sich um einen zufälligen Einzelfund. Alles deutet darauf hin, dass das Stück vor Jahren mit herangeführtem Humus an die Fundstelle kam.

H. B.

Zuwendungen, Geschenke und Neuanschaffungen

a) Zuwendungen in bar

Nach dem Versand des Jahresberichtes 1968 durften wir in einer grossen Zahl kleinerer und grösserer Spenden einen Betrag von Fr. 5107.— entgegennehmen. Diese Schenkungen bildeten einen wesentlichen Teil des Aufwandes für Neuanschaffungen, welcher 1969 im ganzen Fr. 6681.— beanspruchte. Wir danken allen Empfängern des Jahresberichtes, die uns durch eine Spende ihre Sympathie bezeugten, herzlich.

b) Geschenke

Fräulein K. Zaugg, Antiquitäten, Thun, schenkte uns: 3
Melkfettdose, um 1880 (1754 Hz 363)
Holzflasche in Lederfutter, 18. Jahrhundert (1765 Hz 365)
Kuchen-«Tröli», 18. Jahrhundert (1766 Hz 366)
Kugelgiesszange, 19. Jahrhundert (1768 Fw 101)
Lederbörse, 19. Jahrhundert (1769 L 156)
Tragkörbchen, 19. Jahrhundert (1770 Hz 368)
Frau Schneider, Uetendorf, schenkte uns einen fein geflochtenen Beerenkratten, um 1900 (1767 Hz 367)

c) Ankäufe

Schützentaler, Thun 1969, Silber (1660 Mü 110)
Lederlochzange (1683 Z 323)
Kratzer (1684 Hz 360)
Erbauungsbuch von Samuel Lutz, Pfarrer, Amsoldingen, 1736, mit Widmung (1685)
Wanderbuch, 1840 (1686)
Druckstock aus Holz, um 1900 (1687 Hz 361)
Druckstock aus Holz, um 1900 (1688 Hz 362)
Bohrer (1691 Z 322)
Karabiner 1931 (1696 Fw 95)
Sturmgewehr 1957 (1697 Fw 96)

- Kepi, Guiden Oblt., 1915 (1698 UH 184)
- » , Pilot Oblt., 1915 (1699 UH ~~184~~) ¹⁸⁵
- » , Pontonier Hptm. 1915 (1700 UH 186)
- » , Ballon Pionier Lt., 1915 (1701 UH 187)
- » , Dragoner Oblt., 1915 (1702 UH 188)
- » , Mitr. Oblt., 1915 (1705 UH 191)
- » , Sapeur Oblt., 1915 (1707 UH 193)
- » , Sapeur Sdt., 1885 (1708 UH 194)
- » , Justiz Hptm., 1915 (1709 UH 195)
- » , Mineur, 1915 (1710 UH 196)
- » , Art. Oblt., 1915 (1711 UH 197)
- » , Art. Sdt., 1915 (1712 UH 198)
- » , Art. Oblt., 1915 (1713 UH 199)
- » , Telegraphen Oblt., 1915 (1714 UH 200)
- » , Telegraphen Oblt., 1915 (1715 UH 201)
- Einmachglas, 19. Jahrhundert (1748 G 117)
- Keramikgefäß, 1750, braun-gelb, vermutlich Bern (1749 K 306)
- Fussglas, gerillt, 19. Jahrhundert (1750 G 118)
- Aquarell, Schloss Thun vom Schwäbis her, gez. Sam. Prout (1754 B 280)
- Gertel, ca. 1850 (1771 Z 324)
- Kerzengiesser, Gusseisen, 19. Jahrhundert (1772 Z 325)
- Oellampe, Zinn, um 1750 (1773 Z 326)
- Gertel, um 1880 (1779 Z 328)
- Kepi, Art. Wm., 1915 (1781 UH 229)
- » , Inf. Wm., 1915 (1782 UH 230)
- » , Inf. Oblt., 1915 (1783 UH 231)
- » , Inf. Sdt., 1915 (1785 UH 232)
- » , Inf. Sdt., 1915 (1786 UH 233)
- Kleintierfalle, Holzkasten, 1876 (1869 Hz 372)
- Buntscheibe, 1692, von Johann Jacob Tremp, Bürger, Glas- und Flachmaler zu Thun (1933)

Museumskommission

Präsident	Herr P. Lanzrein, dipl. Architekt, Thun
Sekretär-Kassier	Herr F. B. Roth, städt. Beamter, Thun
Mitglieder	Herr P. Billeter, Oberförster, Thun
	Herr E. Fruhstorfer, Oberst, Thun
	Herr Dr. B. Im Obersteg, Advokat, Basel
	Herr Prof. Dr. med. J. Im Obersteg, Basel
	Herr M. Krebsler, Buchhändler, Thun
	Herr P. Lombard, Stadtbaumeister, Thun
	Herr Dr. Ch. Maibach, Zahnarzt, Thun
	Herr H. Ott, Gerichtspräsident, Thun
	Herr R. Schär, Kunstmaler, Steffisburg
	Herr Dr. M. Stettler, Direktor, Steffisburg
	Herr Ed. v. Wattenwyl, Oberst, Oberdiessbach
	Konservator

Photos	Umschlag; S. 1: A. Studer, Thun
	S. 26, 29: H. Meier, Thun

Copyright	by Museumskommission, Thun
-----------	----------------------------

Museum und Schloss sind geöffnet:

April, Mai, Oktober täglich von 10 bis 17 Uhr

Juni, Juli, August, September täglich von 09 bis 18 Uhr